

Elk von Lyck

Die Auswerterin



oder Das Ende von Auschwitz



England 1944. Emily Brown ist Auswerterin von Luftbildern. Bei ihrer Arbeit entdeckt sie ein Konzentrationslager. Emily ist entsetzt - und sie fasst einen Plan. Mit Waffengewalt dringt sie in das Büro von Arthur Harris ein, dem Chef des Bomberkommandos, und verlangt aus der Luft anzugreifen. Um sein Leben zu retten erteilt Harris den Befehl. Emily will ihn erst verlassen, wenn die Bomben gefallen sind. Während der Stunden des Wartens entspinnt sich zwischen den beiden ein gefährliches Duell der Worte.

Was wussten die Alliierten wirklich von Auschwitz? Gab es Alternativen zur späten Befreiung des Lagers? Die Auswerterin sucht nach Antworten.



9 783844 816143

BOD[™]

Books on Demand

www.bod.de

FSC
www.fsc.org

MIX

Papier aus ver-
antwortungsvollen
Quellen

Paper from
responsible sources

FSC* C105338

Copyright 2012 Elk von Lyck

Titelbild: Bundesarchiv, Bild 175-04413/CC-BY-SA
Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt
ISBN: 978-3844816143

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Emily stand vor der Tür. Sie zitterte, ihre Beine waren kraftlos. Jeden Augenblick könnten ihre Knie einknicken wie zwei Scharniere, fürchtete sie, das Tablett würde ihr aus den Händen gleiten und das Geschirr zu Boden fallen, der Tee würde sich über die Bilder und das Formular ergießen und alles unkenntlich machen. Sie sah es genau vor sich: Die braune Flut schwappte über das Lager, über die Baracken, die Zäune und den Appellplatz und über die Zahlen und Buchstaben, wischte alles hinweg, bis nur noch eine Pfütze übrigblieb, in der aufgequollenes Papier schwamm.

Noch war Zeit, noch könnte sie die Aktion abbrechen. Emily hätte den Tee servieren können, die Mappe würde sie dabei auf dem Tablett liegen lassen und danach an ihre Arbeit zurückkehren. Ganz normal, so wie sie es jeden Morgen tat. Und niemand würde etwas merken – niemand ausser denjenigen, die heute im Lager ankamen. Vielleicht wurden gerade jetzt, in diesem Augenblick die Türen von den Güterwaggons aufgerissen, die Menschen herausgejagt, von Soldaten angebrüllt, von Hunden angebellt und dann weitergetrieben zum Appellplatz – und dann?

Emily atmete tief durch und klopfte an die Tür.

«Herein», rief jemand.

Mit einer Hand öffnete sie die Tür, mit der anderen hielt sie das Tablett. Die Teekanne kam ihr schwer vor wie ein Klumpen Blei.

Harris sass an seinem Schreibtisch. Sie hatte ihn sich grösser vorgestellt. Arthur Harris, Luftmarschall und Oberbefehlshaber der britischen Luftstreitkräfte, war ein schmales Männchen, das hinter einem Stapel Akten kauerte.

«Wurde auch Zeit. Stellen Sie es dorthin.» Er sah sie nicht an, blickte stur in seine Akten.

Emily fühlte sich dadurch bestätigt. Das Zittern hörte auf, ihre Schritte waren fest und entschlossen. «Ja, Sir.»

«Moment.» Als er ihre Stimme vernahm, blickte er auf. «Sie sind nicht Martha. Wo ist Martha?»

«Sie ist krank. Ich vertrete sie.»

«Gut, gut.» Harris sah wieder in seine Akten. Mit einem Federhalter strich er etwas durch. Vielleicht war es nur ein falsch geschriebener Name, vielleicht fegte er aber auch eine Stadt von der Landkarte.

Auf dem Schreibtisch war ein kleiner freier Platz, dort baute Emily das Geschirr auf. «Marschall Harris, ich möchte Ihnen etwas zeigen.»

«Was denn? Wer sind Sie überhaupt?»

«Emily Brown.» Sie öffnete die Mappe, die unter dem Geschirr gelegen hatte, und holte einen Stapel Fotos hervor. «Ich arbeite in der Abteilung für Luftbildauswertung. Ich habe Ihnen ein paar Bilder mitgebracht.»

«Luftbilder? Die sehe ich jeden Tag.»

«Aber nicht diese... Sie wurden über Polen gemacht. Es gibt dort ein Lager, da geschehen schreckliche Dinge.»

«Dafür habe ich jetzt keine Zeit.» Wieder senkte sich sein Blick.

«Geben Sie mir bitte zwei Minuten. Ich glaube, dass an diesem Ort systematisch Menschen umgebracht werden. Das Lager besitzt eigene Krematorien, und die Schornsteine rauchen, sie rauchen jeden Tag. Sehen Sie, hier.» Das erste Foto hielt sie ihm genau unter die Nase. Emily wollte ihm noch ein zweites geben, doch er wehrte ab.

«Das will ich nicht sehen.»

«Aber es ist wichtig, sehr wichtig. Wir müssen etwas dagegen unternehmen.»

«Das haben Sie nicht zu entscheiden. Gehen Sie wieder an Ihre Arbeit.»

«Ja, gleich. Aber erst will ich Ihnen noch etwas zeigen. Hier ist eine Rampe, da kommen jeden Tag Züge an. Sehen Sie, man kann sie erkennen.» Emily deutete mit dem Finger darauf. Am liebsten hätte sie Harris am Kragen gepackt und seinen Kopf auf die Schreibtischplatte gedrückt, damit er nicht mehr wegsehen konnte.

«Ich habe Wichtigeres zu tun.»

«Aus den Zügen steigen Menschen, viele Menschen. Aber das Lager ist nicht gross genug, um sie alle aufzunehmen. Es gibt nicht genügend Baracken.»

«Geben Sie die Sache an Ihren Vorgesetzten.»

«Hab ich schon. Ich habe Captain Summer und Major Fulton darauf angesprochen. Das war vor sechs Wochen und vor drei Wochen. Sie haben nicht reagiert.»

«Wahrscheinlich ist die Sache in Arbeit.»

«In Arbeit? Marschall Harris, Sie scheinen nicht zu verstehen. Jeden Tag werden in diesem Lager Menschen getötet. Ich weiss nur noch nicht, auf welche Weise sie es machen.»

«Sie benutzen Gaskammern.»

«Gaskammern?»

«Ja, da werden die Menschen reingeführt und vergast.»

«Dann wissen Sie also Bescheid?»

«Natürlich wissen wir Bescheid. Was glauben Sie, wofür es Geheimdienste gibt?»

«Dann müssen wir angreifen. Sofort!»

«Das tun wir doch. Jeden Tag greifen wir an. Jetzt geschieht es wieder. Merken Sie es denn nicht?»

Harris meinte das Motorengedröhn, das über dem Platz lag und auch hier, hinter den Mauern des Verwaltungsgebäudes, deutlich zu hören war. Draussen starteten Flugzeuge, von drei Bahnen gleichzeitig. Alle zwanzig Sekunden hob eines vom Boden ab. Heute formierten sich die fünfte, die siebte und die dreizehnte Squadron zum Angriff. Jeweils vier Flugzeuge bildeten einen Schwarm, drei Schwärme bildeten die Staffel. Der jeweilige Staffelführer hielt Ausschau nach dem Sammelflugzeug, einem ausgedienten Bomber, der bunt bemalt war und an dessen Heck ein grünes Licht blinkte. Der Pilot des Sammelflugzeugs wiederum suchte den Horizont nach dem *Flottenchef* ab, an dessen Flügelspitzen gelbe Lichter blinkten und der die Aufgabe hatte, einen gleichmässigen Bomberstrom zu formen. Von anderen Plätzen kamen weitere Staffeln hinzu, insgesamt sollten einhundertzwanzig Maschinen den Verband bilden.

An diesem Angriff nahmen ausschliesslich schwere Bomber vom Typ Avro Lancaster teil. In jedem Flugzeugrumpf hockten sieben Männer: zwei Piloten, ein Navigator, ein Bombenschütze und drei Bordschützen. Ihre Aufgabe bestand darin, sechs Tonnen Bomben über einem Ziel abzuwerfen, das bis zu zweitausend Kilometer von ihrem Heimatflugplatz entfernt sein konnte.

«Sie sind schon unterwegs», sagte Harris. «Heute Nacht werden wieder deutsche Fabriken ausradiert.»

«Fabriken? Nein, wir müssen das Lager angreifen. Wir müssen das Morden verhindern.»

«Das tun wir – wenn der Krieg zu Ende ist.»

«Aber das kann noch Monate dauern, vielleicht sogar Jahre. Bis dahin sind Hunderttausende Menschen getötet worden.»

Harris sah wieder in seine Akten. «Kann sein. Das ist die Schuld der Deutschen.»

Emily versuchte ihm in die Augen zu sehen, sie sprach laut und eindringlich. «Es ist nicht allein die Schuld der Deutschen. Es ist auch unsere Schuld, weil wir davon wissen und es nicht verhindern.»

«Ich sage noch einmal: Das haben Sie nicht zu entscheiden, Miss Brown. Und jetzt verschwinden Sie.»

«Also war meine Vermutung richtig. Captain Summer und Major Fulton haben deshalb nicht reagiert, weil wir die Sache systematisch verschleppen.»

«Wir verschleppen gar nichts. Wir lösen die Probleme auf unsere Weise.» Er schrieb etwas in die Akte.

«Dann bleibt mir nur eine Wahl.» Emily atmete tief durch. Sie zog eine Pistole aus ihrer Tasche und richtete sie auf den Mann am Schreibtisch.

Harris bemerkte ihre schnelle und kraftvolle Bewegung. Als er den Kopf hob, blickte er in die Mündung der Waffe. «Was soll das? Ist das ein Scherz?»

«Nein, es ist mir ernst. Nehmen Sie das.» Sie reichte ihm einen Umschlag. Bis zu diesem Moment hatte er auf dem Tablett gelegen, versteckt unter einem Teller. Emily hatte gehofft, dass sie ihn nicht brauchen würde, ebenso wie die Pistole, aber es ging nicht anders. Jetzt blieb nur noch dieser eine Ausweg.

«Was ist das?»

«Koordinaten. Heute Nacht findet ein konzentrierter Angriff statt. Das Ziel ist die Stadt Ostrau.»

«Das ist geheim. Woher wissen Sie das?»

«Spielt keine Rolle. Die Bomber sind eben gestartet. Wir werden sie umleiten.»

«Unmöglich. Wenn die Flotte einmal in der Luft ist, kann man sie nicht mehr umleiten.»

«Sie lügen. Umleitungen kommen oft vor, zum Beispiel bei schlechtem Wetter. Heute ist das Wetter aber ausgezeichnet. Deshalb werden wir die Bomben etwas weiter östlich abwerfen.»

Harris war verduzt, er wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Vor ihm stand eine junge Frau, sie trug die graublaue Uniform der Air Force, die Jacke bis oben zugeknöpft, der Rock bedeckte gerade eben die Knie, dazu braune Schuhe, sauber geputzt. Er sah auf ihre Oberarme, dorthin, wo Mannschaften und Unteroffiziere ihre Abzeichen trugen. Nichts. Die Uniform enthielt keine Rangabzeichen, also eine einfache Helferin. Er hingegen trug die Uniform eines Offiziers, auf seinen Schultern glänzten fünf silberne Streifen. Fünf Streifen! Mehr hatte die britische Armee nicht zu vergeben. Und diese Frau wagte es, eine Waffe auf ihn zu richten und zu verlangen, dass er seine Bomber umleitete.

Endlich fiel ihm ein, was er sagen konnte: «Sie spinnen wohl!»

«Nein, ich habe alles genau berechnet. Das neue Ziel sind die Bahngleise vor Auschwitz.»

«Unmöglich. Dafür reicht der Treibstoff nicht.»

«Sie lügen schon wieder, Marschall Harris. Die reine Flugzeit wird sich um acht Minuten verlängern. Die Sicherheitsreserve beträgt fünfzehn Prozent. Falls Umwege geflogen werden müssen, bei schlechtem Wetter oder feindlichem Beschuss.»

«Aber Ostrau ist ein Industriezentrum. Wir müssen die Stadt angreifen.»

«Ostrau wurde bereits viermal angegriffen. Die Stadt ist vernichtet. Aber Auschwitz wurde nicht ein einziges Mal angegriffen. Das wird sich heute Nacht ändern. Ich habe alles genau aufgeschrieben.» Mit der Pistole deutete sie auf den Umschlag.

Harris öffnete ihn und holte ein Blatt Papier hervor. «Das ist ein offizieller Einsatzbefehl! Wo haben Sie den her?»

Emily schwieg für einen Moment. Sie hatte ein Gesicht vor Augen, ein schönes Gesicht. Es gehörte einem jungen Mann, der etwas unsicher war und nicht viel wusste von der Welt und vom Leben, der aber auch hart arbeitete und sich sehr bemühte, nicht um irgendjemanden, sondern um sie, um Emily. Und ihr fiel sein Name ein: Jeffrey. Aber sie verdrängte beides, das Gesicht und den Namen. «Unwichtig. Unterschreiben Sie den Befehl.»

«Niemals!»

«Ich warne Sie. Ich werde schießen.»

Harris überlegte, was er in dieser Situation tun könnte. Einen Alarmknopf gab es nicht. Seine Dienstwaffe lag zu Hause, im Waffen-

schränk. Er hätte um Hilfe rufen können. Draussen im Vorzimmer sass Thomson, sein Ordonanzoffizier. Bis er hier gewesen wäre, hätte sie längst abgedrückt. Aber vielleicht gab es noch eine Möglichkeit. Die junge Frau war wahrscheinlich nur etwas durcheinander, hatte sich eine verrückte Idee eingeredet. Und die Pistole? Sie wusste doch gar nicht, wie man damit umgeht, hatte sicher noch nie einen Schuss abgegeben. Harris stand auf und kam hinter seinem Schreibtisch hervor.

«Hören Sie, Kindchen.» Er sprach mit betont ruhiger Stimme. «Wenn Sie mir die Waffe geben, verspreche ich Ihnen, über Ihren Plan nachzudenken.»

«Einen Schritt weiter und Sie sind tot. Meine ganze Familie ist im Krieg umgekommen. Ich habe nichts zu verlieren.» Emily umfasste den Griff der Pistole mit beiden Händen, streckte ihre Arme und spreizte die Beine leicht auseinander, um einen sicheren Stand zu haben.

Harris registrierte jede ihrer Bewegungen. Der Rückstoss. Sie tat es wegen dem Rückstoss. Also hatte sie schon einmal geschossen. «In Ordnung. Beruhigen Sie sich.»

Er machte einen langsamen Schritt rückwärts, dann noch einen. Als er den Stuhl in seinen Kniekehlen spürte, setzte er sich hin, griff nach seinem Federhalter und unterzeichnete das Formular.

«Sehr gut. Und jetzt rufen Sie Ihren Ordonanzoffizier herein. Sie werden ihm den Befehl übergeben.» Emily steckte die Waffe in ihre Jackentasche, hielt sie aber mit einer Hand umklammert. «Die Pistole bleibt auf Sie gerichtet. Und keine Tricks. Verstanden?»

Harris nahm den Hörer seines Telefons ab. «Thomson, kommen Sie zu mir.»

Einen Augenblick später öffnete sich die Tür. Lionel Thomson, Harris' persönlicher Assistent im Rang eines Second-Lieutenant, betrat den Raum.

«Sir, Sie haben gerufen.»

Emily sah kurz in seine Richtung. Unwillkürlich hob sie ihre Schultern.

«Ja. Die Pläne haben sich geändert. Für den Angriff heute Nacht habe ich ein neues Ziel ausgewählt.»

Thomson zeigte sich irritiert. «Jetzt... Ist der Stab darüber informiert?»

Harris sah ihn an. Thomson blieb nahe bei der Tür, stand etwa drei Meter von Emily entfernt. Ihre Jackentasche war ausgebeult, sie bewegte ihren Oberkörper leicht von rechts nach links, als ob sie auf ihn zielen würde. Sein Assistent schien aber nichts zu bemerken, offenbar dachte er nur an seine Arbeit. Harris hätte ihn dafür ohrfeigen können. Er selbst war keine zwei Meter von ihr entfernt, befand sich aber hinter seinem Schreibtisch. Wenn Emily schießen würde, könnte sie beide erwischen, erst Thomson und dann ihn.

Zu gefährlich, entschied er.

«Nein, das mach ich später.» Er reichte ihm das Formular.

«Hier sind die Koordinaten.»

Thomson überflog das Blatt. Es sah aus wie jeder andere Einsatzbefehl, Hunderte hatte er davon bereits bearbeitet.

«Geben Sie die Daten per Funk an die Bombergruppe.»

«Zu Befehl.» Er nickte seinem Vorgesetzten zu, drehte sich um und verliess den Raum.

Nachdem die Tür wieder verschlossen war, sagte Emily: «Gut gemacht, Marschall Harris.»

«Sie haben bekommen, was Sie wollten, Miss Brown. Jetzt können Sie gehen.»

«Damit Sie den Befehl wieder zurücknehmen? Oh nein. Wir warten.»

«Warten? Worauf?»

Sie senkte ihre Schultern. «Darauf, dass die Bestätigung kommt. Erst wenn der Angriff ausgeführt ist und sich die Bomber auf den Rückflug machen, werde ich verschwinden.»

«Das ist unerhört! Ich...» Harris machte einen unbedachten Schritt, stiess mit dem Knie gegen die Schreibtischkante.

Emily zog die Pistole aus ihrer Tasche. «Vergessen Sie nicht...»

«Wollen Sie die ganze Zeit...?»

«Die ganze Zeit.» Emily stellte sich mit dem Rücken zur Wand, so dass sie die Tür im Blick behielt, falls Thomson noch einmal zurückkehren sollte. Zwar hatte sie sich grösste Mühe mit dem Formular gegeben, aber vielleicht hatte sie etwas übersehen oder falsch gemacht.

Harris wirkte ruhiger. «Darf ich wenigstens den Tee trinken? Oder ist er vergiftet?»

«Er ist nicht vergiftet.» «Möchten Sie auch...?» «Nein.»

BAK 2311 – so lautete die Nummer der Mission, die Flight Lieutenant Derek Walker heute durchführen sollte. Nach der Besprechung musste er den Einsatzbefehl unterschreiben, womit er bestätigte, dass er alles verstanden hatte, was ihm der Planungsoffizier erklärt hatte. Und er musste bestätigen, dass sich sein Flugzeug in erstklassigem Zustand befand, voll aufgetankt und munitioniert war. Die Air Force verlangte das von ihm, weil in der Vergangenheit einige Piloten Einsätze abgebrochen hatten, die sie für zu gefährlich hielten, oder sie behaupteten, sie hätten das Ziel nicht gefunden, nicht genügend Treibstoff und Munition an Bord gehabt oder die Maschine sei in schlechtem Zustand gewesen. Walker musste sogar eine Quittung für die Filme, die man ihm mitgab, unterschreiben. Was dachte die Air Force denn von ihm? Vielleicht, dass er die Filme stehlen und in seine private Kamera einbauen würde, um damit Urlaubsfotos zu knipsen? Ganz auszuschliessen war das nicht, die Filme passten in jede Kleinbildkamera. Vielleicht hatte sich schon mal jemand im Materiallager bedient. Es war Krieg, jedes Foto, das man machte, konnte das letzte sein.

Für diesen Einsatz bekam er eine besondere Maschine zugeteilt, eine de Havilland Mosquito in der Version eines Jagdaufklärers. Üblicherweise besass dieser schnelle Jagdbomber eine Besatzung von zwei Männern, von denen einer steuerte und der andere für die Navigation, die Bedienung der Bordwaffen und den Abwurf der Bomben zuständig war. Heute aber stand eine Aufklärungsmission an, bei der nur mit den Kameras geschossen werden sollte. Deshalb verzichtete Walker auf seinen Partner und nahm lieber dessen Körpergewicht in Flugbenzin mit auf die Reise. Er hätte sogar noch die Maschinenkanonen ausbauen lassen können, wodurch das Flugzeug abermals leichter geworden wäre. Aber das widerstrebte ihm, kein Pilot flog gerne einen gänzlich unbewaffneten Aufklärer, auch dann nicht, wenn es sich um eine Mosquito handelte. Sie galt als die beste Ma-

schine, die in diesem Krieg zum Einsatz kam. Mit ihren beiden Rolls-Royce Merlin-Motoren, die jeweils eintausendsechshundert PS leisteten, erreichte sie eine Höchstgeschwindigkeit von sechshundert km/h, konnte elftausend Meter hoch steigen und dreitausend Kilometer weit fliegen. An Bombenlast vertrug sie bis zu eintausendachthundert Kilogramm, allerdings reduzierte sich bei voller Last die Reichweite.

Mit ihren Flugeigenschaften war sie allen gegnerischen Typen überlegen, und das behauptete nicht nur die Propaganda. Walker hatte es selbst erfahren. Über Norwegen sollte er einmal die Liegeplätze deutscher Kriegsschiffe auskundschaften, wurde dabei aber von der Luftabwehr entdeckt, die ihm sogleich ein Rudel Jagdmaschinen auf den Hals hetzte. Walker kümmerte es nicht. Er schob den Gashebel bis zum Anschlag und flog ihnen davon. Die Messerschmidts waren etwa fünfzig bis hundert km/h langsamer als er und flogen Hundert Meter tiefer, ihre Geschosse kamen nicht mal in seine Nähe. Es war geradezu lächerlich anzusehen, wie die deutschen Piloten verzweifelt die Nasen ihrer Flugzeuge anhoben, um noch weiter zu steigen, aber es gelang einfach nicht, sie kamen nicht höher und wurden auch nicht schneller.

Die Aufklärerversion der Mosquito war mit zweierlei Arten von Kameras ausgerüstet. In der Bugspitze sassen Zielkameras, die ursprünglich für den Jagdbomber entwickelt wurden und deren Filme mitliefen, sobald die Bordwaffen schossen. Nach dem Einsatz bestimmten Auswerter, ob die Geschosse ihr Ziel erreicht und vernichtet oder nur beschädigt oder gänzlich verfehlt hatten. Die Qualität der Aufnahmen war mittlerweile so hoch, dass man bei Luftkämpfen die taktischen Zeichen von Flugzeugen und bei Tiefflugangriffen selbst einzelne Personen am Boden erkennen konnte. Wichtiger aber noch waren die drei Reihenbildkameras in der Rumpfmittle, dank ihrer fächerartigen Anordnung überblickten sie einen grossen Teil der Landschaft. Eine Kamera war senkrecht angeordnet und fotografierte exakt nach unten, die anderen beiden machten zur Seite hin Schrägaufnahmen im Winkel von dreissig Grad. Die Bilder überlappten sich um etwa zwanzig Prozent, was die Auswerter bei ihrer Arbeit berücksichtigen mussten. Ihr Sichtfeld war abhängig von der Flughöhe. Flog der Aufklärer fünftausend Meter hoch, erfasste er einen Streifen von zehn Kilometer Breite, ging er tiefer, verringerte sich der Ausschnitt entsprechend.

Konnten Zielfotos und Grossraumfotos gemacht werden, ergab sich ein vollständiges Lagebild.

Somit war Walker im Stande, jeden Punkt in Mitteleuropa zu erreichen, an seinem Zielort über vierhundert Fotos zu machen, und er konnte sich verteidigen, falls er während der Aufnahmen angegriffen würde. Das war der einzig gefährliche Moment der Mission. Falls das Ziel unter Wolken läge, müsste er tiefer gehen, vielleicht auf eintausend oder sogar nur fünfhundert Meter runter. Zur Vermeidung von Unschärfen musste er so langsam fliegen wie nur möglich. Die Kameras waren auf die niedrigst mögliche Belichtungszeit eingestellt, die Filme liefen an ihrer Zerreißgrenze. Seine Mosquito konnte mit einer Geschwindigkeit von einhundsiebzig km/h geflogen werden, ehe die Strömung unter ihren Tragflächen abriss und sie durchsackte. Wenn er dann nicht gründlich in alle Richtungen absicherte, könnten sie ihn überraschen, sich von oben oder den Seiten her auf ihn stürzen. Aber für den Fall besass die Mosquito vier Maschinenkanonen im Kaliber zwanzig Millimeter, womit sie den meisten Gegnern an Feuerkraft überlegen war. Walker hätte sogar in Luft- oder Bodenkämpfe eingreifen können, falls er welche beobachtete. Die vier Kanonen wurden zentral über einen Abzug betätigt, der sich unter einer Schutzkappe am Steuerhorn verbarg; ein Reflexvisier war in der Mitte der Kanzel eingebaut, der Pilot musste seinen Kopf nur ein wenig zur Seite neigen, um durchzusehen – doch er durfte nicht einmal daran denken. Heute lautete sein Auftrag: aufspüren und fotografieren von Rüstungsfabriken im südwestlichen Polen.

Der Kurs wurde ihm vom Planungsstab vorgegeben: Start in Sunderland, Marschflug über die Nordsee Richtung Osten, über Dänemark hinweg, die Insel Bornholm als letzten Orientierungspunkt in der Ostsee nutzen, dann südlich eindrehen, zwischen Kolberg und Köslin die Küste überqueren und über Land einen Südkurs steuern, bis er das Industriegebiet rund um Kattowitz erreichte. Vier Objekte waren auszukundschaften, anschliessend sollte er auf demselben Weg nach England zurückkehren. Die Nettoflugzeit veranschlagte Walker mit sieben Stunden, fünfzehn Minuten, als Startzeit wählte er vier Uhr morgens. Den Hinflug wollte er im Schutz der Dunkelheit hinter sich bringen, um trotz der Stärke seiner Maschine nicht unnötig

auf sich aufmerksam zu machen. Vor den deutschen Nachtjägern, die über der Nordsee lauerten, musste er sich in Acht nehmen. Ihre Zerstörer vom Typ Bf 110 waren mit der *schrägen Musik* ausgerüstet, Maschinengewehre, die nach schräg oben schossen und automatisch auslösten, sobald über ihnen ein metallisches Objekt erschien. Etliche alliierte Bomber und Aufklärer waren ihnen bereits zum Opfer gefallen, manche Piloten bemerkten die Angreifer erst, wenn ihre Maschinen getroffen waren und brennend in die See stürzten. Zum Ende der Nacht jedoch hatten sie meist ihren Treibstoff verbraucht und die Munition verschossen, so dass eine gute Chance bestand, ihnen zu entgehen.

Ein letztes Mal umrundete Walker die Maschine, bewegte die Klappen und überprüfte das Fahrgestell. Ruhig und gewissenhaft führte er die Arbeiten aus, es gab weder Grund zur Eile noch zur Nervosität. Fallschirm und Rettungsweste, die er kurz vor dem Einsteigen anlegte, verliehen ihm zusätzliche Sicherheit. Das Risiko hatte er auf ein Minimum reduziert, ausserdem war er der beste Pilot, der heute seine Mission antrat. Im Cockpit stellte er den Kompasskurs ein, verglich die Uhren und las die Instrumente ab. Dann startete er die Motoren.

Der kleine Jacques verstand allmählich, dass dies kein Spiel war. Zu Beginn des Krieges hatte es ihm noch Spass gemacht, so schnell wie möglich in den Keller hinunterzulaufen, sobald die Sirenen anfangen zu heulen. Mit den anderen Kindern im Haus lieferte er sich ein Wettrennen, das er fast immer gewann, obwohl seine Familie ganz oben unter dem Dach wohnte. Jacques passte auf, er suchte den Himmel nach Flugzeugen ab, die die Kokarde trugen, einen blauen Punkt im weissen Kreis, drum herum einen roten Kreis. Fast jeden Tag entdeckte er welche, nördlich von Reims lag einer der grössten Militärflugplätze Frankreichs, gleich hinter der Stadtgrenze wurde gestartet und gelandet. Bétheny, so der Name des Stützpunktes, sollte das hundertdreissig Kilometer entfernte Paris beschützen. Manchmal führten die Piloten Kunststücke vor, flogen Kreise und Loopings – aber ihre Formationen blieben nicht lange bestehen. Andere Flugzeu-

ge kamen hinter den Wolken hervor, verfolgten die Kunstflieger, liesen sich nicht abschütteln, und dann dauerte es nur noch wenige Minuten, bis die mit den Kokarden qualmend zu Boden stürzten. Jacques verlor sie aus den Augen, es knallte leise, und irgendwo hinter den Häusern stieg eine Rauchsäule auf.

Die anderen Flugzeuge besaßen keine Kokarden, sie trugen das Balkenkreuz auf Rumpf und Flügeln und flogen – wenn sie nicht gerade in Luftkämpfe verwickelt waren – strenge Formationen, bildeten Dreiecke oder Ketten. Manchmal warfen sie auch Bomben ab, die dermassen laut knallten, dass im ganzen Haus die Scheiben wackelten. Ein paar Mal entdeckte er sie vor den Leuten vom Luftschutz, noch vor dem ersten Alarm rief er die Eltern, schnappte sich seinen Rucksack und lief die Treppen hinunter. Wenn die anderen unten ankamen, sass er bereits auf seinem Stammplatz auf dem alten Polstersofa, neben dem Kellerfenster, wo ein bisschen Tageslicht einfiel und er in seinen Bilderbüchern blättern konnte. Gerne spielte er auch mit den anderen Kindern, aber sie duften nicht zu laut sein, weil die Erwachsenen die Nachrichten im Radio hören wollten. In den ersten Wochen war die Stimmung im Keller noch recht gut, viele Meldungen wurden mit Jubel und Bravorufen beantwortet, oft sang man die Nationalhymne. Die Erwachsenen waren überzeugt, dass man es den Deutschen schon zeigen würde, so wie damals im Weltkrieg, als die grossartige Armee nach verlustreichen Kämpfen schliesslich doch siegte. Dieses Mal würde die Rechnung, die die Feinde zu bezahlen hätten, bei Weitem höher ausfallen als damals in Versailles, das gesamte Rheinland wollte man ihnen wegnehmen, auch die grossen Städte, Köln und Düsseldorf, so wie man es zuvor mit Strassburg getan hatte, und sie sollten zahlen, bis sie nichts mehr besäßen, und Sklavendienste verrichten und...

Aber schon sehr bald änderte sich die Lage. Es gab keine Luftalarme mehr, niemand jubelte über die Nachrichten, die Nationalhymne wurde nur noch leise gesummt, Flugzeuge tauchten nicht mehr am Himmel auf, weder mit Balkenkreuz noch mit Kokarde, auch Bombengeknall und das Rattern der Kanonen erklang nicht mehr – die Front war über sie hinweggegangen. Plötzlich herrschte Ruhe, eine angespannte Ruhe. Stündlich hörte man die Nachrichten, die Front bewegte sich rasend schnell, noch hundert Kilometer bis Pa-

ris, achtzig, fünfzig, dreissig... Dann kam die Kapitulation. Alle weinten im Haus.

Der Schock verging, die Leute beruhigten sich. Niemand mochte die neuen Machthaber, trotzdem folgte man ihren Anweisungen. Jetzt wurde es ernst. Nicht für Jacques' Spielkameraden, nicht für die anderen Familien im Haus, nur für ihn, seine Eltern und seine kleine Schwester. Sie verliessen Reims, ihre Heimatstadt, fuhren aufs Land hinaus, kamen bei Freunden unter, die einen Bauernhof besaßen. Dort war alles sehr abenteuerlich, es gab keinen elektrischen Strom, nur Petroleumlampen, und das Wasser kam nicht aus der Leitung, sondern musste vom Brunnen geholt werden. Jacques kümmerte es nicht, er spielte viel unter freiem Himmel, viel mehr als früher in der Stadt, zum ersten Mal sah er lebende Kühe und Gänse, sogar Schweine, die er aber nicht berühren durfte. Schnell freundete er sich mit den Kindern aus dem Dorf an, die ihn nach einer Mutprobe – er musste auf den höchsten Baum klettern und ein Vogelnest plündern –, in ihre Bande aufnahmen. Jacques wollte bald nicht mehr zurück, ihm gefiel sein neues Leben. Nur auf eines musste er achten: Keinesfalls durfte er seinen wahren Namen verraten – Josua.

Der Tee roch gut, frisch und würzig. Harris goss sich eine Tasse ein, nahm zwei Stücke Zucker, einen Schuss Milch und rührte alles gründlich um. «Was bezwecken Sie eigentlich mit dieser Aktion?»

Harris sah Emily an. Sie liess ihn nicht aus den Augen, achtete vor allem auf seine Hände.

«Hab ich doch gesagt. Wir müssen das Morden verhindern.»

«Genau das tut die Royal Air Force. Wir befreien Europa vom Faschismus.»

«Wenn Sie so weitermachen, befreien Sie einen Friedhof.»

Vorsichtig trank Harris den ersten Schluck Tee. Er schmeckte köstlich, schien nicht vergiftet zu sein. «Immerhin klären wir die Taten auf.»

«Es ist besser ein Verbrechen zu verhindern, als es aufzuklären.»

«Aber bei dem Angriff auf das Lager werden auch Häftlinge getötet.»

«Sie haben nicht zugehört. Die Bomben werden nicht *auf* das Lager geworfen, sondern auf die Bahngleise vordem Lager. Heute Nacht wird niemand getötet.»

«Aber schon morgen wird man die Strecke reparieren. Man wird die Bombenkrater zuschütten und neue Gleise verlegen. Nach ein paar Stunden läuft der Bahnverkehr wieder.»

«Sie lügen schon wieder. Eine Kriegslokomotive wiegt achtzig Tonnen, ein Güterzug mindestens fünfhundert Tonnen. Da reicht es nicht, wenn man mal eben die Löcher zuschüttet und neue Gleise verlegt. Der Bahndamm muss rekonstruiert werden, er braucht eine tragfähige Dammsohle und einen Oberbau, die Dammkrone muss geschottet werden, man muss die Strecke messen und kontrollieren. Unsere Flugzeuge tragen mehr als tausend Bomben, sie reißen bis zu fünf Meter tiefe Krater. Das zu reparieren, wird Wochen dauern. Solange werden keine Züge in Auschwitz ankommen.»

Harris zog die Augenbrauen hoch. Die junge Frau war besser informiert, als er dachte. Er suchte nach einem neuen Argument. «Dann... dann werden sie eben Lastwagen benutzen.»

«In ganz Europa gibt es nicht genügend Lastwagen, die verfügbar sind alle im Kriegseinsatz.»

«Dann werden sie ein anderes Lager mit Gaskammern ausstaten.»

«Dann wird es unsere Aufgabe sein, diese Gaskammern zu zerstören.»

«Ausgeschlossen. Bei einem Angriff auf die Gaskammern würden viele Häftlinge sterben. Wir können nicht so genau bombardieren.»

«Selbstverständlich können Sie das. Amerikaner und Briten besitzen alle Arten von Flugzeugen, wir haben Jagdbomber, Erdkampfflugzeuge und Sturzflieger. Damit gelingt es den Piloten, Brücken und Bunker zu zerstören. Selbst fahrende Panzer und Lastwagen schießen sie ab. Also können sie auch ein unbewegliches Ziel wie die Gaskammern zerstören. Und die Gebäude der Wachmannschaften, die Rampe und den Zaun.»

Harris trank einen weiteren Schluck Tee. «Gut, mal angenommen, wir würden ein Loch in den Zaun sprengen. Dann könnten ein paar Hundert, vielleicht ein paar Tausend Häftlinge fliehen. Und dann? Sie können in der Umgebung nicht überleben. Die Deutschen würden sie wieder einfangen und ins Lager zurückbringen. Wahrscheinlich würden sie sich sogar an ihnen rächen.»

«Wie denn? Indem sie die Häftlinge umbringen?»

«Ja, aber zuerst würde man sie foltern. Wir können leider nichts tun für diese armen Menschen.»

«Wir können nichts tun?» Emily wusste, dass Harris so reagieren würde. Sie wusste auch, dass es einige Stunden dauern würde, bis der Angriff ausgeführt war. In dieser Zeit musste sie ihn beschäftigen, weshalb sie sich einige Argumente zurechtgelegt hatte. Naheliegende Argumente und solche, die auf den ersten Blick scheinbar nichts mit der Sache zu tun hatten.

«Marschall Harris, was ist mit den Angriffen auf die deutschen Talsperren?»

«Die Talsperren? Was soll mit denen sein?»

«Das war doch eine ganz gute fliegerische Leistung, oder?»

«Ganz gut? Es war brillant, eine fliegerische Heldentat. Wir haben eine völlig neue Art von Bombe entwickelt, eine Rollbombe, die wie ein Stein über das Wasser hüpfet und kurz vor dem Damm ins Wasser fällt. Und dann macht es Bumm! Monatelang haben wir an dieser Methode getüftelt, die Piloten haben in den Midlands geübt, alles streng geheim. Sie sind ganz tief über dem Wasser geflogen, mit hoher Geschwindigkeit, und haben im letzten Moment die Bombe geworfen. Grossartig, ich bin stolz auf meine Jungs.»

Harris erinnerte sich genau an die Testphase. Besonders faszinierte ihn, dass die Bomben durch ihre Eigendrehung sogar über Torpedofangnetze hinwegsprangen. Wenn sie im richtigen Moment ausgeklinkt wurden, prallten sie mit geringer Restgeschwindigkeit gegen die Mauer und rollten ein Stück zurück, bevor sie im Staubecken versanken. Druckzünder brachten die Bomben in einer Tiefe von zehn Metern zur Explosion. Nach der Hydroschocktheorie galt Wasser als nicht komprimierbare Flüssigkeit, die Stossfront setzte sich darin fort und steigerte sich um ein Vielfaches. In der Nacht vom 16. auf den 17. Mai 1943 war diese Theorie bewiesen worden.

Emily erinnerte sich anders als Harris. Sie musste die Bilder der Mohnetalsperre auswerten. Vor dem Angriff war das Zielobjekt einige Male fotografiert wurden, die Bilder zeigten die Staumauer, eine grosse Wasserfläche und eine Kette von Tälern. Unterhalb der Mauer lagen Dörfer, einzelne Gehöfte und ein Kriegsgefangenenlager. Emily zählte die Gebäude und markierte die Zufahrtsstrassen. Nach dem Angriff brachte man ihr neue Bilder. Fast alle Häuser waren verschwunden, nur die hoch gelegenen fand sie wieder, der Verlauf keiner Strasse liess sich mehr nachvollziehen. Die Täler existierten nicht mehr, es sah aus, als ob jemand mit einem riesigen Pinsel die Landschaft weggewischt hätte. Welche Dramen hatten sich wohl abgepielt, als mitten in der Nacht ein Donnern erklang und Wassermassen durch die Ortschaften brachen? Emily stellte sich vor, wie Häuser einstürzten, Mütter nach ihren Kindern riefen und Kriegsgefangene verzweifelt versuchten, sich an Trümmern festzuhalten. Wie viele britische Soldaten, wie viele Verbündete wurden wohl durch die eigene Bombe getötet?

Ihr Vorgesetzter trieb sie an, sie solle nicht immer so viel träumen bei der Arbeit. Emily suchte nach Trümmern, fand aber kaum welche. Häuser, Bäume, Strommasten, alles war über viele Kilometer verstreut. Wahrscheinlich trieben die Leichen in die Ruhr und von dort in den Rhein, vielleicht sogar bis in die Nordsee, wenn sie nicht zuvor jemand fand und barg.

«Wir mussten die Stromversorgung des Ruhrgebiets unterbrechen», erklärte Harris. «Das war jede Anstrengung wert.»

«Sicher wurden Hunderte Menschen getötet, vielleicht Tausende.»

«Ja, aber was für welche. Unser Geheimdienst hat berichtet, dass von den Mitarbeitern der Kraftwerke die Hälfte ums Leben kam. Ein grosser Erfolg.»

«Na bitte. Wenn wir eine völlig neue Methode entwickeln können, um Menschen zu töten, dann sollten wir das auch tun können, um Menschen zu retten. Die Häftlinge könnten sich in den Wäldern verstecken. Und wir könnten Nahrung und Waffen abwerfen, damit sie sich selbst verteidigen.»

«Unmöglich. Die Waffen würden den Deutschen in die Hände fallen.»

«Aber bei den Widerstandskämpfern funktioniert es doch genau so. In mehreren Ländern versorgen wir sie aus der Luft – die Résistance in Frankreich, die Partisanen in Jugoslawien. Selbst wenn es gelänge, nur ein paar Hundert Menschen zu retten, wäre das ein riesiger Erfolg.»

Harris schüttelte den Kopf. «Wir haben nicht genügend Maschinen und Piloten. Ich brauche jeden einzelnen Mann und jedes Flugzeug.»

«Bei den Angriffen auf die deutschen Grossstädte nehmen jeweils über tausend Flugzeuge teil. Um die Konzentrationslager auszuschalten, würde schon ein Zehntel reichen.»

«Es ist zu gefährlich. Wir hätten zu grosse Verluste.»

«Machen Sie sich nicht lächerlich. Wir haben schon längst die Luft-
hoheit über Europa. Die paar Jagdflugzeuge, die die Deutschen noch in die Luft bringen, stören uns kaum.»

«Und was ist mit den Flugabwehrkanonen? Die deutsche Flak schießt sehr gut.»

«Die meisten Lager besitzen keine Kanonen. In Auschwitz habe ich gerade einmal acht Stück gezählt. Wenn es hochkommt, schiessen sie vielleicht ein Flugzeug ab.»

Harris lächelte, zum ersten Mal in diesem Gespräch. Darauf hatte er nur gewartet. «Ein Flugzeug? Mag sein. Aber was wäre, wenn in diesem einen Flugzeug, das heute Nacht abgeschossen wird, Ihr Ehemann sitzen würde, Miss Brown? Oder Ihr Verlobter oder Ihr Bruder? Würden Sie dann immer noch den Befehl zum Angriff geben?»

Ein Pferd. Emily dachte plötzlich an ein Pferd. Kein echtes, eines aus gebranntem Ton, ungefähr so gross wie eine Hand. Es war ein Geschenk von Jeffrey. Ihr ganzes Leben hatte sie davon geträumt, ein eigenes Pferd zu besitzen und auszureiten, über Wiesen und Felder, durch Wälder hindurch, bis zum Meer. Aber sie wohnte mitten in der Stadt, wo es nur Steine und Asphalt gab, und konnte sich ohnehin kein Pferd leisten, nicht mal ein Fahrrad. Als Jeffrey davon hörte, ging er zu einem Töpfer und bat ihn, das tönernen Pferd für Emily zu formen. Natürlich hätte er auch in ein Kaufhaus oder einen Spielzeugladen gehen können, aber er wollte, dass sie eines bekam, das nur ein Mal auf der Welt existierte und ihr ganz allein gehörte.

Sie schob diese Erinnerungen beiseite und sagte mit fester Stimme: «Selbstverständlich würde ich den Befehl geben.»

«Das glaube ich nicht. Das sagen Sie nur, weil Sie keine Angehörigen mehr haben. Aber ich kann es mir nicht so leicht machen. Ich trage die Verantwortung für Tausende Männer in den Flugzeugen. Ich muss sehr genau abwägen, welches Risiko wir eingehen.»

Jetzt lächelte Emily. Es war ein bitteres Lächeln. «Ausgerechnet Sie sagen das? Sie kennen doch sicher Ihren Spitznamen. Man nennt Sie den Schlächter – Ihre eigenen Männer nennen Sie so. Harris, der Schlächter.»

«Das sagen nur diejenigen, die mich nicht kennen, die nicht wissen, was für eine schwere Aufgabe ich zu bewältigen habe. Ich muss Europa vom Nazi-Terror befreien.»

«Und deshalb müssen Sie Nazi-Methoden anwenden? Dort, wo die Bomber wirklich gebraucht werden, bei den Konzentrationslagern, verweigern Sie die Hilfe. Dafür schicken Sie unzählige Besatzungen in einen sinnlosen Tod, indem Sie Terrorangriffe auf deutsche Städte befehlen.»

«Es sind keine Terrorangriffe. Die Bombardierungen sind notwendig, um die deutsche Rüstungsindustrie auszuschalten.»

«Die wichtigen Rüstungsbetriebe sind längst unter der Erde, an die kommen wir nicht heran. Viel sinnvoller wäre es, die Verkehrswege zu unterbrechen. Und die Ölindustrie muss vernichtet werden. Die Ölversorgung ist die Achillesferse der Wehrmacht. Vor allem die Hydrier- und Synthesewerke müssen wir angreifen. Ist doch logisch. Ohne Benzin bewegt sich keine Armee.»

«Das können Sie nicht beurteilen. Was sagten Sie vorhin? Sie sind Auswerterin?»

«Ja.»

«Das heisst, Sie sitzen mit einer Lupe in der Hand über Luftbilder gebeugt und versuchen zu erkennen, was unsere Piloten fotografiert haben. Miss Brown, Sie haben keine militärische Ausbildung, Ihr Rang entspricht dem eines einfachen Soldaten.» Harris stand auf, er zog seine Uniformjacke stramm und streckte die Brust raus.

«Ich dagegen bin Oberbefehlshaber der Royal Air Force, seit dreissig Jahren bin ich Soldat, ich habe den Weltkrieg mitgemacht und in Britisch-Indien, im Irak und Iran für das Empire gekämpft. Ich habe mitgeholfen, die Air Force aufzubauen, ich kenne alle kommandie-

renden Offiziere, ich kenne jeden Standort und jeden Flugzeugtyp, den wir benutzen, ich kenne alle Strategien, ich weiss, welche Waffen uns zur Verfügung stehen und welche Wirkung sie entfalten. Und ich weiss, welche Waffen unsere Feinde besitzen, wo ihre Armeen stehen und welche Pläne sie haben. Ich kenne das grosse Ganze. Sie dagegen, Miss Brown, kennen nur einen winzigen Ausschnitt, vielleicht ein paar Quadratmeilen. Und trotzdem wollen Sie mir sagen, was ich zu tun habe?»

Emily machte einen Schritt auf ihn zu. «Sie haben Recht, Marschall Harris. Ich kenne nur einen winzigen Ausschnitt. Aber auf diesem Ausschnitt habe ich Leichenberge gesehen. Ich habe an- und abfahrende Züge gesehen. Und ich habe die rauchenden Schornsteine von Auschwitz gesehen. Deshalb sage ich Ihnen, was zu tun ist.»

«Sie haben es gesehen, Miss Brown, aber Sie wissen nicht, was es bedeutet. Mag sein, dass Sie über scharfe Augen verfügen. Aber ich bin das Gehirn der Air Force. Ich denke nach, und ich treffe die Entscheidungen.»

«Marschall Harris, Sie können mir doch nicht das Denken verbieten. Seit Beginn des Krieges bin ich in der Luftbildstelle, Zigtausende Fotos habe ich ausgewertet. Darauf waren Gleisanlagen zu sehen, die völlig unbeschädigt waren, Raffinieren, die nicht einen Treffer abbekommen haben. Gleichzeitig habe ich Bilder von deutschen Grossstädten gesehen. Wohngebiete wurden zerbombt, Schulen und Krankenhäuser. Viele wurden sogar mehrfach angegriffen, Bomben fielen in Bombenkrater. Das ist militärisch sinnlos.»

«Es hat einen psychologischen Effekt. Damit soll die Moral der Zivilbevölkerung gebrochen werden.»

«Das hat doch bei uns auch nicht funktioniert. Nach den Luftangriffen auf England wurde unsere Moral sogar noch stärker.»

«Na bitte, Sie sagen es selbst. Die Deutschen haben uns zuerst angegriffen. Also darf sich niemand beschweren, dass wir es ihnen nun heimzahlen.»

«Auch das stimmt nicht. Mit den Luftangriffen haben wir angefangen. Im Mai 1940 ging es los im Ruhrgebiet.»

«Und was ist mit Coventry? Die Deutschen haben die heilige Stadt Coventry bombardiert. Haben Sie nicht die Bilder der Kathedrale gesehen? Sie ist völlig zerstört.»

«Heilige Stadt? Coventry ist das Zentrum der britischen Rüstungsindustrie, eine Stadt des Todes. Dort bauen sie Gewehre, Panzer, Flugzeugmotoren. Mit Waffen aus Coventry werden überall auf der Welt Menschen getötet. Nennen Sie so etwas heilig? Was erwarten Sie denn? Dass im Falle eines Krieges Rosenblätter auf die Stadt abgeworfen werden? Oder Teddybären oder Luftballons?»

Harris wusste genau, was Emily meinte. Coventry war einer der Hauptproduktionsorte des Maxim Gun, des ersten selbstladenden Maschinengewehrs der Welt. Mit seiner Hilfe wurden Afrika und Asien erobert, es ermöglichte den europäischen Kolonialmächten, bei geringen eigenen Verlusten ganze Armeen niederzumetzeln. Auch er selbst hatte während seiner Zeit als Kolonialoffizier das Maxim und seine Nachfolgemodelle eingesetzt. Es war immer dasselbe Prinzip: ein Soldat sass hinter dem Gewehr, ein anderer führte von der Seite den Patronengurt zu. Dabei spielte es keine Rolle, wo das Maxim installiert war, in einem Flugzeug, einem Panzer, einem Schiff, einer Festung oder einer offenen Stellung im Feld – fünfhundert Schuss pro Minute liessen dem Gegner keine Chance.

«Trotzdem darf man keine Bomben auf Wohngebiete abwerfen», sagte er schnell. «Mehr als fünfhundert Menschen starben bei den Angriffen, darunter viele Zivilisten.»

«Fünfhundert Menschen? Wir töten jede Nacht Tausende. Und nicht nur in Deutschland, auch in Italien, Frankreich, Belgien, Niederlande, in jedem Land, das in unserer Reichweite liegt, richten wir Blutbäder an. Soldaten, Kriegsgefangene, Frauen, Kinder, unsere Bomben machen keinen Unterschied.»

«Aber was ist mit Guernica? Die deutsche Legion Condor hat die Stadt im spanischen Bürgerkrieg zerstört. Sie haben angefangen mit dem Bombardieren.»

«Und wie viele Städte haben wir in den Kolonien zerstört? Sie waren doch selbst daran beteiligt, Harris. Wie viele Städte haben Sie bombardieren lassen, in Indien, im Irak, im Iran? Wie viele Menschen haben Sie getötet? Also wer hat angefangen?»

Es gab viele Ereignisse, an die sich Harris hätte erinnern können. Doch er traf eine Auswahl, so wie er es immer tat. Er wollte nur die angenehmen Tage im Gedächtnis behalten, nicht das, was man ihm

vorwarf. Da war zum Beispiel eine Ausfahrt mit einem Rolls-Royce, eines der seltenen Cabrios, gross und eindrucksvoll. Neben ihm sass eine schöne Frau, ihr Seidenschal wehte im Wind...

«Wer hat angefangen?», wiederholte Emily.

Harris sah einen anderen Rolls-Royce vor sich, ein Armoured Car. Auf seinem Fahrgestell lasteten graue Stahlplatten, oben ragte ein Maschinengewehr aus dem Turm. Ein hervorragender Panzerwagen, schnell, wendig, robust. Rolls-Royce machte glänzende Geschäfte in den überseeischen Gebieten. Erst lieferten sie Panzer und Flugzeugmotoren an die Armee, damit Länder erobert und Aufstände niedergeschlagen wurden, und später lieferten sie Luxuswagen an diejenigen, die sich an die Spitze des Staates gebombt hatten. Die Briten waren mit Königen und Maharadschas verbündet, mit Ausbeutern und Diktatoren. Vielen von ihnen schüttelte Harris die Hand, obwohl er wusste, dass Blut daran klebte.

Auch die Vickers Company machte gute Umätze. Harris hatte ihre Vimy viele Male eingesetzt. Vimy, ein lustiger Name für einen schweren Bomber. An einen dieser Einsätze erinnerte er sich. Langsam flog der Doppeldecker über eine orientalische Stadt hinweg, drehte mehrere Vollkreise und Schleifen. Erst beim letzten Überflug fielen Bomben aus seinem Bauch. Der Pilot konnte sich das leisten, mit einer echten Gegenwehr rechnete er nicht. Die Eingeborenen besaßen weder Flugzeuge noch Flugabwehrkanonen, nur ein paar Verrückte schossen mit altertümlichen Vorderladern in Richtung des Angreifers. Keine ihrer Kugeln erreichte die Vimy.

Und wieder sprach er schnell weiter. «Das ist etwas anderes. Es gab Revolutionen in diesen Ländern. Deshalb mussten wir eingreifen. Es war hart, aber gerecht. Die Deutschen töteten Menschen mit Giftgas. Das ist ekelhaft. Ein beispielloses Verbrechen.»

«Falsch, es gibt ein Beispiel. Sie selbst haben Giftgas werfen lassen, aus britischen Flugzeugen. Gegen die Kurden im Irak.»

«Das war eine Polizeiaktion, juristisch und politisch einwandfrei. Die Deutschen töteten Zivilisten mit Giftgas. Das hat es nie zuvor gegeben.»

«Stimmt auch nicht. Die Italiener haben Giftgas in Libyen und Äthiopien eingesetzt und die Spanier in Marokko. Dabei sind viele

Tausend Zivilisten umgekommen, vielleicht Hunderttausende. Niemand kennt die genaue Zahl.»

«Aber die Gaskammern sind eine deutsche Erfindung.»

«Stimmt wieder nicht. Die Amerikaner haben sie erfunden, um damit Todesurteile zu vollstrecken.»

Auch das war Harris bekannt, jetzt fiel es ihm wieder ein. 1924 starb ein Mann namens Gee John in der Gaskammer, weltweit berichteten die Zeitungen darüber. Ein bizarrer Fall. Johns Hinrichtung wurde acht Mal verschoben. Nachdem der neunte Termin festgelegt worden war, klingelte das Telefon, während bereits Gas in die Kammer strömte. Jemand übermittelte die Nachricht, dass die Exekution erneut verschoben werden sollte. Der Scharfrichter entschied trotzdem weiterzumachen, weil er die Verzögerungen leid war. Seitdem entwickelte man die Methode weiter, sie sollte effektiver werden, manchmal benutzte man den Begriff *humaner*. Amerikanische Ärzte berichteten in ihrer Fachzeitschrift, die auch in Deutschland gelesen wurde, regelmässig über Fortschritte, etwa über die Dosierung des Gases und wie lange der Todeskampf des Delinquenten dauerte. Es gab sogar ein US-Patent für die Tötungsmaschine.

Harris fragte sich, ob die Deutschen mit ihren Gaskammern gegen das Patentrecht verstiesen und falls ja, ob man sie dafür belangen konnte.

«Aber das geschieht immerhin auf Basis eines Rechtsstaates», sagte er schliesslich. «In Deutschland herrschen Unrecht und Gewalt. Denken Sie nur an die Rassengesetze, dieser Wahnsinn mit den Juden, den Halbjuden und Vierteljuden.»

«Basiert auf einem französischen Gesetz. Im Elsass wurden die Menschen in Franzosen, Halbfranzosen und Deutsche eingeteilt.»

«Aber in Deutschland werden die Juden seit '33 unterdrückt. Sie dürfen viele Berufe nicht ausüben, nicht wählen, Restaurants nicht betreten...»

«Haben Sie schon mal was von den Jim-Crow-Gesetzen gehört? In Amerika dürfen Schwarze viele Berufe nicht ausüben, nicht wählen, Restaurants nicht betreten. Das gilt auch für Indianer.»

Seine Mine blieb unverändert. «Das ist etwas ganz anderes. Man darf Neger und Indianer nicht mit Juden vergleichen.»

«Wieso nicht? Stellen Sie sich vor, Sie wären ein Neger oder ein Indianer. Würden Sie dann auch sagen, man darf das nicht vergleichen?»

Der kleine Jacques musste verreisen. Der Aufbruch kam überraschend. Eines Morgens bellten die Hunde, Männer in Ledermänteln stiegen aus dunklen Autos. Sie legten ein Papier vor, auf dem stand, dass Jacques und seine Familie anders waren als die übrigen Franzosen und deshalb das Land verlassen mussten. Aber sie sollten sich keine Sorgen machen, sagte einer der Männer, sie würden nur umgesiedelt. Jacques machte sich keine Sorgen, schliesslich musste er schon einmal sein Zuhause verlassen und das neue war nicht schlechter als das alte. Also packte er wieder seinen Rucksack und verabschiedete sich von allen Bewohnern des Hofes, den zwei- und vierbeinigen. Ein Lastwagen brachte sie zum nächsten Bahnhof. Dort warteten bereits andere Umsiedler, sie hatten viel Gepäck dabei, Koffer, Decken, Uhren, einige Kinder zeigten Jacques ihre Bilderbücher und Spielzeugautos, und sie sprachen darüber, wessen Sachen die schöneren waren, kamen aber zu keinem Ergebnis, weil sie bald schon in den Zug einsteigen mussten.

Die Abteile waren überfüllt, die Erwachsenen sassen dicht an dicht. Jacques kletterte in das Gepäcknetz, schlief dort eine Weile und lief später auf dem Gang herum. Die Fahrt dauerte lange, sehr lange. Der Zug musste mehrfach anhalten und auf andere Züge warten, die Vorrang hatten, denn sie transportierten Soldaten, Panzer und Material aller Art. Ein Erwachsener sagte, die Kampftruppen würden an andere Fronten verlegt, dafür kämen Besatzungstruppen ins Land. Sie würden Bunker und Panzersperren bauen, vielleicht müssten sie, die Umsiedler, sich auch an solchen Arbeiten beteiligen. Gerüchte entstanden, wilde Spekulationen, jemand nannte den Namen eines Schiffes, das in Marseille vor Anker lag und nach Palästina fahren sollte, aber niemand wusste etwas Genaues.

Einen halben Tag und die ganze Nacht stand der Zug auf einem Abstellgleis. Wieder kamen Gerüchte auf. Vielleicht hätte man es sich

anders überlegt und würde sie zurückbringen, vermuteten einige Erwachsene, vielleicht hatte das Schiff schon abgelegt. Andere widersprachen, sie glaubten nicht an eine Rückkehr, bestenfalls brächte man sie an einen fernen Ort, irgendwo im Osten, wohin derzeit viele Menschen umgesiedelt wurden. Und schlimmstenfalls? Darauf wusste niemand eine Antwort.

Am nächsten Morgen rollte der Zug wieder an. Er fuhr Richtung Norden, aber nur kurz, dann kam ein Eisenbahnknoten, und er änderte die Fahrtrichtung, fuhr der aufgehenden Sonne entgegen. Alle sahen aus dem Fenster, Gebete wurden gesprochen, Frauen weinten. Jacques begriff nicht, was um ihn herum geschah. Nach ein paar Stunden folgte der nächste Halt, diesmal auf einem Güterbahnhof. Aber auch das war noch nicht die Endstation. Die Umsiedler sollten mit einem anderen Zug weiterfahren, sagte man ihnen. Also stiegen sie aus den Wagen, was ein bisschen mühselig war, denn es gab keinen Bahnsteig, nur ein Schotterbett und einen schmalen Grünstreifen. Die Erwachsenen machten es sich bequem, so gut es eben ging, setzten sich auf ihre Koffer und zündeten Zigaretten an, weil sie glaubten, sie müssten noch warten. Doch das war ein Irrtum, der Zug stand schon bereit, auf dem Nachbargleis – es war ein Güterzug.

Fünfundfünfzig Personen wurden in einen Waggon gepfercht, für Jacques blieb kaum noch Platz zum Atmen. Stehend fuhren sie weiter. Obwohl die Luftklappen geöffnet waren, staute sich die Hitze im Waggon. Über Mittag wurde es unerträglich, Jacques' Mutter fiel in Ohnmacht, seine kleine Schwester fing an zu schreien und konnte von niemanden beruhigt werden. Jacques hielt sich die Ohren zu und schloss die Augen. Er träumte von dem Bauernhof, sah sich selbst am Brunnen Wasser holen, er streichelte die Tiere und spielte mit seinen Freunden...

Irgendwann hielt der Zug auf freier Strecke. Jacques bettelte um Wasser, doch es gab nichts mehr zu trinken. Wenigstens ein bisschen frische Luft wollte er einatmen. Sein Vater hob ihn hoch zu den Luftklappen. Draussen arbeiteten Bauern auf einem Feld. Jacques rief ihnen zu, bat um Wasser. Sie antworteten in einer Sprache, die er nicht verstand. Jemand sagte, es sei Polnisch. Jacques zeigte auf seinen trockenen Mund. Die Polen lachten nur. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Harris musste über die zuletzt gestellte Frage nicht lange nachdenken. «Juden sind immerhin Weisse.»

«Die Menschen, die wir jede Nacht töten, sind auch Weisse.»

«Das ist...» Harris wollte ein weiteres Argument anführen, doch er brach den Satz ab. Bislang hatte er sich nur über Emily gewundert, jetzt wurde er allmählich wütend. «Sagen Sie mal, auf wessen Seite sind Sie eigentlich? Auf der Seite der Alliierten oder auf der der Nazis?»

«Ich bin auf der Seite der Menschen. Ich finde, man darf sie nicht einteilen, in Juden oder Neger, Alliierte oder Nazis, gut oder böse. Man muss alle Menschen gleich behandeln. Und man muss sie gut behandeln – egal, was sie getan haben.»

Harris sprang auf. Sein Gesicht lief rot an, er gestikulierte mit den Armen und rief: «Aber sie sind doch selbst schuld! Die Deutschen haben sich auf die Seite des Bösen gestellt! Haben Sie nicht Goebbels' Rede im Sportpalast gehört? *Wollt ihr den totalen Krieg?* hat er gebrüllt. Und die Deutschen sind aufgestanden und haben gejubelt.»

«Sie wissen genau, dass die Bilder manipuliert sind. Das waren nicht *die Deutschen*, sondern nur ein paar Fanatiker. Harris, Sie benutzen die Propaganda der Nazis für Ihre eigene Propaganda. Dafür sollten Sie sich schämen.»

«Propaganda hin oder her. Schon in der Bibel steht geschrieben: Auge um Auge, Zahn um Zahn.»

«In der Bibel steht aber auch: Liebe deine Feinde, und vergib ihnen ihre Schuld.»

«Wir haben unsere Feinde viel zu lange geliebt, ihnen zu lange die Schuld vergeben. Seit '33 folgt die Mehrheit der Deutschen den Nazis – ohne jeden Grund. Nach '33 haben sie ihr Land aufgerüstet – ohne jeden Grund. Die ganze Welt wird mit deutschen Waffen bedroht.» Seine Oberlippe zitterte, nur mit Mühe behielt er die Kontrolle über sich.

«Und was vor '33? Wer hat damals aufgerüstet? Was ist mit den Pariser Vorortverträgen? Der Vertrag von Versailles, von Saint-Germain, von Trianon...»

«Das ist etwas anderes.»

«Nein, das ist nichts anderes. Wir haben die Verträge zuerst gebrochen. Wie viele Kriegsflugzeuge hatten wir nach 1918?»

«Das tut nichts zur Sache.» Harris setzte sich wieder. Er hatte seine Wut bemerkt und zwang sich zur Ruhe. Er dachte an die Würde seines Amtes, an die Überlegenheit der britischen Kultur...

«Es waren zweitausend. Die Amerikaner und Franzosen hatten sogar je dreitausend Flugzeuge. Und den Deutschen hat man nur siebenzig Stück erlaubt – unbewaffnete Schul- und Verbindungsflugzeuge. Und wie war es mit den Panzern? Frankreich dreitausend Panzer, Deutschland zehn Panzer.»

«Woher wissen Sie das alles?» Sein Blick fiel auf einen Bericht, der zwischen dem Aktenstapel lag. Er stammte vom MI-6, dem britischen Geheimdienst. Regelmässig informierte er über die Stärke der feindlichen Armeen. Auch Emily musste eine Spionin sein. Ausgebildet vom deutschen Geheimdienst. Die Gedanken lenkten ihn ab von seiner Wut.

«Ich kann lesen. Stand in der Zeitung. Und wissen Sie, was im Versailler Vertrag und in der Satzung des Völkerbundes steht?»

«Das hat keine Bedeutung mehr. Der Weltkrieg ist lange vorbei. Aus und vorbei.» Es ging ihm besser, die Wut war verraucht. Harris verwendete selten Zeit darauf, eine Situation gründlich zu durchdenken. Er wollte es auch jetzt nicht tun.

Emily jedoch zwang ihn zum Nachdenken. Sie hatte Zeit, und sie wollte die Zeit nutzen. «Es hat grosse Bedeutung. In den Verträgen steht, dass alle Nationen abrüsten sollen. Letztlich mussten aber nur die Verlierer des Krieges ihre Waffen abgeben – und zwar an die Gewinner. Und trotzdem haben die Gewinner weitergerüstet. In den zwanziger Jahren gab es in Europa mehr Soldaten als 1914, bei Ausbruch des Weltkrieges. Wir haben sogar neue Waffensysteme entwickelt, wie die Flugzeugträger. Vor ein paar Jahren war die amerikanische Flotte zu Besuch in Liverpool. Ich war an Bord der USS Lexington. Kennen Sie das Schiff?»

«Natürlich. Einer der ersten amerikanischen Flugzeugträger. Ich glaube, er wurde 1927 in Dienst gestellt.»

«Richtig. An Bord ist Platz für bis zu einhundertzwanzig Flugzeuge. Da gab es Jagdflugzeuge, Torpedobomber, Sturzflieger... Hundertzwanzig Stück! Man hätte also die gesamte deutsche Luftwaffe

an Bord dieses einen Schiffes unterbringen können – und es wäre sogar noch Platz gewesen. Zum Beispiel für die zehn deutschen Panzer. Aber das ist noch gar nicht alles. Wie viele Soldaten durfte Deutschland nach dem Weltkrieg haben, Marschall Harris?»

«Die Deutschen sind gefährlich, ihre Kriegslust ist legendär. Deshalb mussten wir ihre Armee beschränken.»

«Auf wie viele Soldaten?»

«Sie wissen doch sowieso alles besser, Miss Brown. Also sagen Sie es mir.»

«Ich will aber, dass Sie es sagen, Marschall Harris.» Sie hob drohend die Waffe.

«Hunderttausend Mann im Heer plus fünfzehntausend Mann in der Marine.»

«Wie viele Soldaten hatten die anderen Armeen? Wie viele hatten die Franzosen, die Polen...?»

«Ich erinnere mich nicht mehr», behauptete er.

«Aber ich erinnere mich. Frankreich hatte sechshundertfünfzigtausend Soldaten, die Polen dreihunderttausend. Und dabei blieb es nicht, die Verlierer des Weltkrieges mussten sich auf Berufsarmeen beschränken, sie durften keine Wehrpflichtigen einziehen. Die meisten anderen Länder jedoch blieben bei der Wehrpflicht. In jedem Jahr riefen sie junge Männer zu den Waffen und bildeten sie aus zu Panzerfahrern, Piloten und Seeleuten. Also mit jedem weiteren Jahr verschlechterte sich das Verhältnis für die Deutschen, mit jedem Jahr wurden ihre Nachbarn stärker, während sie auf dem gleichen Stand blieben. Und dann wundern Sie sich, wenn die Menschen einem Demagogen wie Hitler folgen, der verspricht: *Ich mache euch wieder stark! Ich gebe euch das, was die anderen euch verweigern!*»

Der Morgen dämmerte über der Ostsee. Es war ein Farbenrausch, den Walker in der Kanzel seiner Mosquito erlebte. Er sah nicht bloss die gelbe Sonne und das blaue Wasser, nein, der Himmel flammte auf in einer Palette von Zinnoberrot bis zu tiefem Purpur, die See glänzte in Mondblau bis Türkisgrün, und in der Ferne konnte er bereits den

hellen Strand erkennen und das dunkle Grün der Wiesen. Wenn er Maler gewesen wäre, hätte er hier Inspiration gefunden, die für ein halbes Leben reichte. Aber er war kein Maler, er war Pilot, und er musste sich auf die Anzeigen seiner Maschine konzentrieren. Kurs, Höhe, Geschwindigkeit, Temperatur, Öldruck, immer wieder musste er dieselben Werte kontrollieren. Er durfte sich nicht ablenken lassen von...

Was war das? Ein Blitz im Wasser. Unmöglich. Wahrscheinlich eine Reflexion der aufgehenden Sonne. Oder ein Tier, vielleicht ein Tümmler. Aber nein, da war noch mehr, etwas Ungewöhnliches, Menschengemachtes. Walker presste seinen Kopf gegen die Cockpitscheibe und legte die Mosquito ein bisschen auf die Seite, um optimale Sicht zu haben. Tatsächlich, er hatte sich nicht geirrt. Da unten wanderte ein Lichtstrahl durch das Wasser, ein paar Sekunden lang. Was konnte das sein? Vielleicht eine der Wunderwaffen, von denen die deutsche Propaganda sprach und über die auch in seiner Heimat die tollsten Gerüchte kursierten. Einige existierten wirklich, etwa die V1- und V2-Raketen. Mehrere Hundert waren bereits auf der Insel niedergegangen und hatten zahllose Menschen in den Tod gerissen. Vielleicht wurde dort im Ostseewasser die nächste Wunderwaffe getestet.

Walker musste es herausfinden. Er flog eine Wendekurve und drückte die Mosquito nach unten. Dass er dabei möglicherweise von der See aus entdeckt wurde, nahm er in Kauf. Der nächste Militärflugplatz lag bei Stettin. Bis dort Abfangjäger gestartet und hier angekommen wären, hätte er längst seine Fotos geschossen und sich davon gemacht. Sofern es überhaupt noch einsatzfähige Jäger gab in Stettin, nach all den schweren Angriffen auf die Stadt.

Er sah den nächsten Blitz im Wasser. Nein, kein Blitz, ein Lichtstrahl, Dutzende Meter lang. Der Strahl bewegte sich von einem länglichen Schatten fort und auf einen weiteren Schatten zu, der allerdings quer zum vorherigen lag. Walker erkannte einen Schornstein, eine Art Kran und Decksaufbauten. Ein Schiff. Der Strahl raste auf ein Schiff zu. Jetzt begriff er, was da unten geschah: Torpedoschiessen. Vor der Küste befand sich offenbar eine Schiessbahn. Walker hatte davon gehört. Auf seinem Stützpunkt in Sunderland gab es Piloten, die zu U-Bootjägern ausgebildet wurden. Ihre Aufgabe bestand darin, die deutschen U-Boote so früh wie möglich zu versenken, am besten

gleich nachdem sie aus den Bunkern ausliefen. Noch besser wäre es natürlich, wenn man sie bereits auf den Werften in Kiel, Stettin oder Danzig zerstören könnte. Das erwies sich aber als sehr schwierig, denn die Boote wurden in Bunkern gebaut, geschützt durch meterdicken Stahlbeton, drum herum standen jede Menge Flugabwehrkanonen.

Nach ihrer Indienststellung galten sie zunächst als Schulboote, machten Ausbildungsfahrten in der Ostsee, suchten Ziele und schlichen sich an sie heran. Und sie absolvierten ihr erstes Zielschiessen, so wie dieses Boot unter seinen Flügeln. Dazu verwendeten sie einen besonderen Typ von Torpedo, in dessen Kopf, wo sonst die Sprengladung sass, ein starker Scheinwerfer eingebaut war. Sein Lichtkreis zeigte auf der Wasseroberfläche den Torpedolauf an und konnte über viele Kilometer verfolgt werden. Der Torpedo liess sich so einstellen, dass er das Zielschiff unterlief und nach einer gewissen Strecke wieder an die Oberfläche kam, wo ihn Begleitboote aufnahmen und zum U-Boot zurückbrachten.

Diese Besatzung hier schoss sehr gut. Jeder ihrer Torpedos lief unter dem Ziel hindurch, einer am Bug, einer mittschiffs und einer am Heck. Wahrscheinlich befanden sie sich am Ende ihrer Ausbildung. In wenigen Tagen, maximal in ein paar Wochen bekäme einer von ihnen sein Patent als Oberleutnant zur See und das Boot würde zum Frontboot erklärt werden. Danach liefe es aus in die Nordsee und begänne die Jagd auf Kriegs- und Handelsschiffe.

Erinnerungen kamen in Walker hoch. Er dachte an Freddie, seinen Cousin. Sie waren beinahe gleich alt gewesen und sogar im selben Haus zur Welt gekommen. Als Kinder hatten sie jeden Tag zusammengespielt, sie besuchten dieselbe Schule, verbrachten die Ferien meist bei seinen Grosseltern, sogar die erste Verabredung mit Mädchen machten sie gemeinsam aus. Im Erwachsenenalter trennten sich ihre Wege, Freddie ging zur Handelsmarine, Walker liess sich zum Piloten ausbilden. Den Kriegsbeginn erlebten beide in Liverpool. Walker wurde zu einer Aufklärungsstaffel versetzt, Freddie blieb bei seinem Schiff, einem Tanker, auf dem er inzwischen als Erster Offizier diente. Obwohl er wusste, wie gefährlich es war, in Kriegszeiten einen Tanker zu fahren. Scherzhaft sprach er von der *schwimmenden Bombe*. Dabei hatte er Alternativen gehabt, hätte zur Kriegsmarine ge-

hen können, hätte auf einem Zerstörer oder sogar einem Schlachtschiff fahren können. Aber er lehnte ab, er blieb seinem Schiff treu.

Bis zuletzt. Der Tanker wurde einem Konvoi zugeteilt, der kriegswichtige Güter von Kanada zur britischen Insel bringen sollte. Als eines der langsamsten Schiffe fuhr der Tanker ganz am Ende, Zerstörer versuchten den Verband zu sichern. Sie wählten einen Nordkurs, um den U-Booten zu entgehen, kamen fast bis an Grönland heran. Fünf Tage ging alles gut, kein Feind liess sich blicken. Aber das lag nur am schlechten Wetter, es hinderte die U-Boote daran, aufzutauchen. Tatsächlich hatten die Deutschen sie schon längst bemerkt, ein *Fühlungshalter* lief parallel zu ihnen unter Wasser. Am sechsten Tag besserte sich das Wetter. Ein ganzes Rudel U-Boote kam an die Oberfläche und versenkte den halben Konvoi. Freddie's Schiff wurde zuletzt abgeschossen. Mit ihm hatten es die U-Bootmänner nicht eilig, der Tanker war alt, schwer beladen und kaum schneller als ein Stück Treibholz. Auch der Zick-Zack-Kurs, den er lief, rettete ihn nicht. Ein Torpedo genügte und die schwimmende Bombe explodierte in einem riesigen Feuerball.

Oft hatte sich Walker gefragt, wie Freddie wohl gestorben war. Hoffentlich hatte er einen schnellen Tod und wurde gleich von der Explosion erwischt. Vielleicht dauerte es aber auch länger, vielleicht verbrannte er bei lebendigem Leib. Ein schrecklicher Tod, Walker fürchtete sich davor. Vielleicht gelang es Freddie auch, über Bord zu springen und er konnte sich noch eine Weile über Wasser halten, bis ihn seine Kräfte verliessen und er ertrank oder an Unterkühlung starb.

Walker spürte Hass in sich. Am liebsten hätte er es versenkt, das verdammte Nazi-Boot. Wenn er doch nur eine Bombe in seinem Rumpf gehabt hätte! Eine einzige hätte schon genügt. Ein Anflug, ein Abwurf und übrig bliebe nur ein Ölfleck an der Wasseroberfläche. Vielleicht könnte er das Boot auch mit seinen Bordkanonen erwischen. Walker dachte ernsthaft über einen Angriff nach.

Aber er durfte es nicht. Er hatte einen Auftrag, er sollte die Fabriken rund um Kattowitz fotografieren. Deshalb musste er südwärts abdrehen. Glück für das U-Boot und seine Besatzung. Zum Abschied rief er ihnen ein paar Flüche hinterher.

Da vorne kam bereits die Küste in Sicht, und dort, dieser Schattenriss, das musste Kolberg sein. Die alte Hansestadt sah richtig male-
risch aus, mit ihrem Leuchtturm und den Türmen der Backsteinkir-
chen, die sich als erste vor dem Morgenhimmel abzeichneten. Grosse
Teile des Stadtgebietes lagen noch im Dunklen, aber er konnte schon
einiges erkennen, etwa die Mole, die weit in die See ragte, ein Schloss,
direkt am Strand gelegen, und den Fluss, der sich spaltete und eine
Insel schuf, die aber weitgehend unbebaut war. Sicher gab es schöne
Ansichtskarten, auf denen stand *Gruss aus Kolberg* oder *Blick auf die
Marktkirche*, und wahrscheinlich berichteten Urlauber und Kurgäste
auf den Vorderseiten dieser Karten, wie gut es ihnen gefiel in der
Stadt, wie erholsam die Tage am Strand waren und wie aufregend die
Ausflüge ins Hinterland.

Walker freute sich schon darauf, wenn all das in ein paar Monaten
vernichtet sein würde. Beim Bomberkommando arbeiteten sie längst
an entsprechenden Plänen. Noch konzentrierten sich die Angriffe auf
jene Orte, die leicht zu erreichen waren, Hamburg, Lübeck, Berlin, das
Rheinland und das Ruhrgebiet, bald aber, wenn der Krieg seinem
Ende entgegengehe, würden auch die Städte an die Reihe kommen,
die weiter entfernt lagen und weniger wichtig waren, Dresden,
Leipzig, Danzig, Königsberg – und Kolberg. Dann würde sich an die-
ser Stelle eine Trümmerwüste ausbreiten, die Stadt würde brennen,
einen Tag, zwei Tage, drei Tage, der Fluss würde kochen, der Asphalt
schmelzen, wochenlang könnte man den Gestank des Todes riechen.
Danach würde sicher niemand mehr eine Karte aus Kolberg verschi-
cken, auf der stand, wie gut es ihm in der Stadt gefiel.

«Gut, ich gebe zu, dass nach 1918 ein gewisses Ungleichgewicht
herrschte», sagte Harris. «Wir hatten viele Waffen und Soldaten, und
die andere Seite hatte weniger. Aber von uns ging doch keine Gefahr
aus. Britannien ist friedlich, Polen ist friedlich, und die USA sind
friedlich.»

Jetzt fing er schon wieder an. Emily war froh gewesen, dass Harris
eine Weile geschwiegen hatte, aber anscheinend sah er immer noch

Grund zur Rechtfertigung. «Was? Was reden Sie da für einen Unsinn?»

«Es ist die Wahrheit. Wir sind Demokraten, wir benutzen unsere Waffen nur zur Verteidigung. Unsere Flugzeuge und Panzer sind die Waffen des Friedens, der Freiheit und der Gerechtigkeit. Deutschland dagegen ist eine Diktatur, die deutschen Flugzeuge und Panzer sind die Waffen des Krieges, der Unfreiheit und der Ungerechtigkeit.»

Emily hatte genug von seiner Verbohrtheit. Sie erhob sich von dem Stuhl, auf dem sie die letzte halbe Stunde gegessen hatte. Jetzt war es an der Zeit, Harris eine Lektion zu erteilen.

«In Ordnung. Dann machen wir doch mal die Probe. Sehen Sie das hier, Marschall Harris?» Sie erinnerte ihn an die Pistole, hob sie ein Stück höher. «Wissen Sie, was das ist?»

«Natürlich. Eine Webley and Scott. Die Standardwaffe des Royal Flying Corps.»

«Richtig. Kaliber fünf und vierzig. Im Magazin sind sieben Patronen. Und jetzt hören Sie zu.» Emily zog den Verschluss zurück, ein metallisches Kläcken zerhackte die Stille. «Haben Sie das gehört? Ich habe den Verschluss geöffnet. Jetzt ist eine Patrone im Lager. Und der Hahn ist gespannt.»

Emily beherrschte den Umgang mit der Waffe besser als manch ein Soldat. Die einzelnen Schritte, die zum Zerlegen erforderlich waren, hatte sie auswendig im Kopf. Erst musste man das Magazin entfernen und sich davon überzeugen, dass keine Patrone im Lauf steckte. Wenn das geschehen war galt es, die Lagerhülse etwas einzudrücken und nach links abzuziehen. Danach die Vorholfeder mit Hülse leicht drehend abnehmen. Zum Schluss den Schlitten so weit wie möglich zurückziehen, etwas anheben, nach vorn gleiten lassen und nach vorn abnehmen. Fertig. Am Anfang hatte sie eine ganze Stunde dafür gebraucht, die Funktionsweise der einzelnen Baugruppen war ihr nicht klar gewesen. Inzwischen schaffte sie das Zerlegen und Zusammenbauen in weniger als drei Minuten.

Auch Harris erhob sich von seinem Stuhl. «Was soll das?»

«Und jetzt sehen Sie genau hin.» Emily fasste an den Lauf, ein leises Klicken ertönte. «Ich habe den Sicherungshebel umgelegt. Ab jetzt ist die Webley scharf.»

Die Pistole war die ganze Zeit gesichert, wurde Harris bewusst. Diesen verfluchten kleinen Hebel konnte man nur sehr schlecht erkennen. Andere Pistolen hatten einen roten Punkt auf der Seite, wenn man ihn erblickte, wusste man, die Waffe ist entsichert, aber die Webley and Scott besass diesen Punkt nicht.

«Gut, ich habe es gesehen. Wir können uns wieder setzen.»

«Schon wieder setzen? Nein, ich möchte mir etwas Bewegung verschaffen.» Emily ging im Raum umher, fuchtelte dabei mit der Waffe herum, zielte mal auf die Lampe und mal auf das Telefon.

«Seien Sie vorsichtig, Miss Brown. Bedenken Sie, welche Aufgabe ich zu erfüllen habe.»

«Jeder hat eine Aufgabe zu erfüllen.»

Emily fühlte sich fast wie ein Revolverheld in einem Westernfilm. Sie tat so, als würde sie die Pistole aus ihrem Halfter ziehen. Dann sagte sie *Peng!* und blies den imaginären Rauch weg, der aus der Mündung stieg.

«Wenn mir etwas zustossen sollte, würden dadurch die Nazis gestärkt.»

Sie machte einen Schritt auf ihn zu. «Kaliber fünfundvierzig ist das grösste, das es gibt. Den Deutschen haben wir es in Versailles verboten, aber wir haben unsere Fünfundvierziger behalten.»

Er wich zurück. «Das war vielleicht ein Fehler.»

«Ganz sicher sogar. Mit dem Kaliber fünfundvierzig kann man einem Menschen das Bein abschiessen.» Sie richtete die Waffe auf Harris' Beine.

Schweisstropfen traten auf seine Stirn. «Bitte seien Sie doch vernünftig!»

«Oder man kann einen Mann zur Frau machen.»

Der Lauf zeigte nun zwischen seine Beine.

«Sie sind verrückt.» Seine Stimme klang eine halbe Oktave höher. «Total verrückt.»

Emily richtete die Waffe auf seinem Bauch. «Ich müsste nicht mal genau zielen. Es reicht, wenn ich irgendwo auf Ihren Oberkörper schiesse. Die Wunde wäre so gross, dass Sie verbluten würden, ehe ein Arzt zur Stelle wäre.»

«Bitte legen Sie das Ding doch endlich beiseite.»

In Emilys Ohren hörte sich seine Stimme piepsig an wie die einer Maus.

«Beiseite legen? Aber das ist eine Webley and Scott. Eine britische Waffe. Eine Waffe des Friedens und der Gerechtigkeit.» Sie richtete die Pistole auf seinen Kopf, das Korn des Visiers lag genau zwischen seinen Augen.

Harris fiel zitternd auf die Knie. «Sie haben gewonnen. Bitte hören Sie auf damit.»

Emily senkte die Waffe. Aber nicht bis zum Boden herab, sie folgte nur Harris' Bewegung, das Korn verharrte zwischen seinen Augen.

«Sieh an, der grosse Arthur Harris winselt um Gnade. Arthur Harris, das Gehirn der Royal Air Force. Einer der höchsten Soldaten der britischen Armee kriecht auf dem Boden. Und das vor mir, Emily Brown, einer Auswerterin, eine der niedrigsten Personen der britischen Armee.»

Ihre Hand zitterte, bemerkte Emily. Aber nicht vor Angst, wie bei Harris, sondern vor Erregung. Dabei verabscheute sie doch Waffen, alle Arten von Waffen, Pistolen ebenso wie Panzer, Schwerter und Keulen. Es gab mal eine Zeit in ihrem Leben, da hatte sie sich geschworen, niemals eine Waffe in die Hand zu nehmen, niemals einen Menschen zu bedrohen. Und nun tat sie genau das.

Emily registrierte einen unangenehmen, bitteren Geruch. Es war eine Mischung aus Waffenfett und Pulverresten. Auch wenn man die Waffe noch so gründlich reinigte, ein bisschen von dem Pulver blieb immer zurück. Der Geruch reizte ihre Nase. Und sie spürte das Gewicht in ihrer Hand. Die Webley and Scott wog eintausenddreihundert Gramm, eine der schwersten Handfeuerwaffen. Sie wurde von der Air Force angeschafft, damit sich abgestürzte Piloten verteidigen konnten, zur Not konnte man damit auch klemmende Luken aufschliessen. Trotzdem hielt Emily die Waffe nur noch mit der rechten Hand. Ihre Muskeln waren bis zum Äussersten gespannt, nicht nur die in den Armen, auch die Schultermuskeln, die am Bauch, in den Beinen, bis zu den Füßen herab, ihr gesamter Körper war angespannt. Dabei wäre so viel Kraftaufwand gar nicht nötig gewesen. Nur ihren Zeigefinger hätte sie ein paar Millimeter bewegen müssen, und alles wäre vorbei.

Harris hätte es verdient gehabt. Auf seinen Befehl starben jede Nacht Tausende Menschen. Anstatt dass er Verbrechen verhinderte, beging er selbst welche. Schon in seiner Zeit als Kolonialoffizier hatte

er sich ungezählter Verbrechen schuldig gemacht – und wahrscheinlich müsste er sich niemals dafür verantworten. Die Alliierten würden sicher den Krieg gewinnen, früher oder später, und dann würden sie die Verlierer vor Gericht stellen, weil man das immer so tat. Harris aber stand auf der Seite der zukünftigen Gewinner, kein Staatsanwalt würde ihn jemals anklagen, keine Zeugen belasten, kein Richter verurteilen. Emily hätte es tun können, sie hätte die Richterin sein können. Ein winziges Zucken ihres Zeigefingers würde ausreichen.

Und dann? Vielleicht könnte sie fliehen. Erst durch das Fenster, unten durch den Hof, quer über den Platz, in der Menge untertauchen. Aber zuvor müsste sie die Tür versperren, damit sie einen Vorsprung gegenüber Thomson hätte. Wie würde er reagieren? Würde er einen Zusammenhang zwischen dem Mord und der Änderung des Einsatzbefehles erkennen? Würde er ihn rückgängig machen? Wahrscheinlich nicht. Wahrscheinlich wäre er zunächst geschockt, würde um Hilfe rufen, erst später würde ihm bewusstwerden, was wirklich geschehen war. Bis dahin wären die Bomben längst gefallen. Es gab also eine echte Chance. Emily könnte es tun.

Harris schloss die Augen, faltete die Hände zum Gebet. «Mir darf nichts geschehen. Ich bin zu wichtig.»

Zu wichtig? Was bildete er sich ein? Kein Mensch war wichtiger als ein anderer. Alle waren gleich wichtig, gleich wertvoll. Auch die Menschen, die seine Bomber jede Nacht töteten, waren wichtig. Und auch die Besatzungen, die die Bomber flogen und von denen viele nicht zurückkehrten, waren wichtig. Jeder war wichtig für jemanden, für eine Frau, einen Mann, Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Freund, Nachbar.

Auch Emily war wichtig für einen Menschen. Für Jeffrey. Was machte er wohl jetzt, in diesem Moment? Dachte er an sie? Vielleicht sorgte er sich um sie? Vielleicht hatte er bemerkt, dass seine Dienstwaffe verschwunden war, die Webley and Scott. Sie war nicht mehr an der Stelle, an der sie sonst lag, im Wäscheschrank, unter den Bettlaken, weil er sich keinen Waffenschrank leisten konnte. Vielleicht war er auf die Idee gekommen, dass Emily sie entwendet hatte. Vielleicht dachte er sogar, sie würde sich damit etwas antun. Oder einem anderen etwas antun.

Nein, sie konnte es nicht tun. Harris war ein Mensch. Kein Feind. Kein Ziel. Keine Bedrohung. Für jemanden war auch er wichtig. Emily senkte die Waffe.

«Harris, Sie... Sie...» Emily fasste sich rasch wieder. Sie musste die Fassade aufrechterhalten, er sollte glauben, dass sie abdrücken würde, wenn es nötig wäre. Deshalb sagte sie in verächtlichem Ton: «Sie sind die Kugel nicht wert.»

Er öffnete die Augen. «Was ist?»

«Ich lasse Sie am Leben. Vorläufig. Stehen Sie auf, Sie Wurm.»

«Haben Sie es verstanden? Ich bin zu wichtig.»

«Im Augenblick sind Sie wichtig. Aber später...»

«Ich bin der Chef der Mission.»

«Stehen Sie schon auf, Harris. Stellen Sie sich vor, jemand würde Sie in dieser Haltung sehen. Der Chef der Luftwaffe am Boden.»

Emily lachte ihn aus.

Walker fluchte in sich hinein. Es war geschehen, was er befürchtet hatte: Das Zielgebiet lag unter einer Wolkendecke. Die ersten drei Objekte konnte er noch relativ problemlos fotografieren, weil sich Lücken zwischen den Wolken auftaten, hier aber, beim vierten und letzten, war die Decke fast komplett geschlossen. Altocumuluswolken – bei Aufklärern gefürchtet, weil oft mehrere Schichten übereinander lagen und sie sich kaum bewegten. Ein späterer Anflug würde deshalb nicht viel bringen, obwohl er noch genügend Treibstoff an Bord hatte. Die Sonne blendete ihn, die Wolken reflektierten ihre Strahlen, was seine Arbeit nicht einfacher machte. Natürlich hätte er seine Sonnenbrille aufsetzen können, aber dann wiederum liessen sich die Instrumente und die Karte schlechter ablesen. Es war eine dumme Idee gewesen, seinen Partner zu Hause zu lassen.

Noch einmal griff er nach dem Einsatzbefehl und las den kurzen Begleittext, suchte nach Namen und Beschreibung des Objekts. Viel war es nicht: *Buna. Fabrik zur Herstellung von Kunststoff. Wahrscheinlich Hallen, Schornsteine, Tanks, grosse Hydrieranlage.* Besonders über das

letzte Wort ärgerte er sich. Woher zum Teufel sollte er denn wissen, wie eine Hydrieranlage aussah? War er etwa Ingenieur?

Er schaute auf die Karte. Die Buna-Fabrik lag östlich von zwei Konzentrationslagern, die als Auschwitz-Stammlager und Auschwitz-Birkenau beschrieben wurden. Walker freute sich darüber. Die Lager waren grösser als die Fabrik und mussten deshalb auch unter diesen Bedingungen leicht zu finden sein. Er flog eine scharfe Kurve, schwenkte nach Westen ein. Dort sah es besser aus, die Wolkendecke riss auf. Nun hatte er die Sonne im Rücken, sie leuchtete wie ein riesiger Scheinwerfer in die Landschaft hinein. Kaum eine Minute später hatte er eines der Lager entdeckt. Ein gewaltiges Objekt, genau so wie auf der Karte eingezeichnet. Er sah Baracken, in Reihen aufgestellt. Es mussten Hunderte sein, zu viele, um sie zu zählen. Daneben standen ein paar grössere Gebäude, vielleicht Büros oder Lagerräume, so schnell liess sich das nicht bestimmen. Umgeben war die Anlage von einem Zaun, wahrscheinlich Stacheldraht, kilometerlang, dahinter lagen Wälder, zwei Flüsse und mehrere Ortschaften. Am südlichen Ende gab es einen Bahnanschluss, das Gleis teilte sich in ein oder zwei Nebengleise. Anscheinend war gerade ein Zug angekommen, Rauchpilze wuchsen aus dem Schornstein der Lokomotive.

Ein Zug in dieser Gegend? Was tat er hier?

Seine Neugier war geweckt. Vielleicht hatte er soeben eine neue Rüstungsfabrik entdeckt, von der der Geheimdienst noch nichts wusste. Er nahm Gas weg und ging tiefer. Der Zug schien ziemlich lang zu sein, die Waggonen waren dunkelbraun. Offenbar ein Güterzug. Vielleicht sollte er Material liefern oder abholen. Sein Blick streifte umher, suchte nach weiteren Indizien. Da war ein roter Bau mit einem Schornstein, aus dem Rauch quoll. Und er entdeckte noch einen Schornstein, einen dritten, einen vierten, und alle rauchten. Da musste ein kräftiges Feuer unter den Kesseln brennen.

Walker lachte. Das hatten sie sich fein ausgedacht, die verdammten Nazis. Sie bauten eine Rüstungsfabrik im hintersten Winkel von Polen, versteckt auf dem Gelände eines KZ, und glaubten, sie würden damit durchkommen. Aber nicht mit ihm, nicht mit Flight Lieutenant Derek Walker. Eine letzte Kurve noch, dann würde er das Geheimnis lüften.

Verflucht, nicht schon wieder. Noch mehr Wasserdampf. Gerade als er auf den Auslöser drücken wollte, schob sich eine besonders fette Wolke vor die Mosquito. Es blieb nur eine Möglichkeit: Walker musste noch einmal anfliegen, und dieses Mal musste er noch tiefer gehen. Allmählich wurde die Sache gefährlich, er kam in den Feuerbereich der Flak hinein. Sofern eine Flugabwehr existierte in diesem Lager, was er nicht sicher wusste. Walker nahm sich vor, ganz genau hinzuschauen und sofort abzudrehen, sobald er irgendwo das Mündungsfeuer von Kanonen entdeckte.

Sein Herz schlug aufgeregt. Wieder drehte er eine Kurve, wieder drückte er die Maschine hinunter. Während er blind durch die Wolken flog, konzentrierte sich sein Blick auf die Instrumente. Erst sah er auf den Höhenmesser, dann auf den künstlichen Horizont. Er musste unbedingt ohne Querneigung über den Platz kommen, sonst wären die Aufnahmen verzerrt und somit unbrauchbar. Auch hektische Steuerbewegungen musste er vermeiden, sie würden die Aufnahmen verwackeln. Die Mosquito schmierte fürchterlich, schob über ihre kurvenäussere Fläche, Walker musste mehr Querruder geben, um sie zu stabilisieren. Der Schweiß lief an seiner Stirn herunter. Mit dieser Aktion legte er sich auf den Präsentierteller der Kanoniere, in dieser Höhe bräuchten sie nicht mal mehr eine Feuerleitanlage, sie könnten ihn mit blossem Auge abschiessen.

Was sollte das überhaupt? Schlagartig wurde ihm bewusst, dass er sein Leben riskierte, nur um ein paar Fotos zu machen. Und er wusste nicht einmal, ob sie gelingen würden. Aber er war nicht der einzige, der in dieser Unsicherheit lebte. Andere hatten es ebenso riskiert, sogar viel öfter als er, nicht nur für die paar Minuten, die ein Überflug dauerte. Er dachte an Freddie, der immer wieder an Bord seines Schiffes gegangen war, obwohl er von der U-Bootgefahr wusste. Und er dachte an all die anderen, die ihr Leben gegeben hatten, um die freie Welt zu beschützen. Ja, für sie tat er es. Ihren Tod zu rächen, war jedes Risiko wert.

Er durchbrach die Wolkendecke und ging in den Horizontalflug über. Beste Bodensicht. Jetzt war er genau über dem Zug. Keine Flak zu sehen, kein Mündungsfeuer. Er drückte auf den Auslöser, die Fächerkameras im Rumpf schossen eine Serie von Bildern. Geschafft.

Die Mission war erfüllt, er zog die Maschine hoch. Walker grinste in sich hinein. Ein einfacher Job, schnell erledigt. Nun konnte er abdrehen. Er wusste, wo er sich befand, die Buna-Fabrik lag nicht weit entfernt. Das letzte Ziel auf seiner Liste...

Doch etwas erregte seine Aufmerksamkeit. Da unten bewegten sich kleine Punkte... Menschen. Wollten sie den Zug entladen? Nein, dafür waren es zu viele. Sie stiegen aus – aus den Waggons. Aber er sah nicht einen Personenwagen, nur Güterwagen. Eindeutig, sie besaßen keine Fenster, bestanden aus braunen Holzwänden. Das war doch nicht möglich, dass so viele Menschen in einen Zug passten, es mussten jetzt schon Hunderte sein, und sicher waren noch nicht alle ausgestiegen.

Vielleicht stimmte es doch. Ein paar Geschichten fielen ihm wieder ein. Er hatte sie gelesen, gehört, mit anderen darüber gesprochen. Walker erinnerte sich, dass bereits im Oktober 1941 ein Artikel in der Londoner Times erschienen war, der von systematischen Deportationen in die besetzten Gebiete handelte. Es betraf vor allem Juden, behauptete der Verfasser, angeblich würde man sie massenhaft töten. Einigen der Unglücklichen war die Flucht gelungen, irgendwie hatten sie sich zu den Alliierten durchgeschlagen. Auf seinem Fliegerhorst debattierte man leidenschaftlich über dieses Thema, manche glaubten daran, manche nicht. Ein Kamerad meinte, in den deutschen Lagern säßen ständig mehrere Hunderttausend Menschen, es könne unmöglich gelingen, alle eingesperrt zu halten, alle Informationen zu unterdrücken. Also müsse etwas an diesen Geschichten dran sein. Das klang logisch, fand Walker.

Später erschienen immer mehr Artikel, auch in anderen Zeitungen, selbst die BBC berichtete darüber. Die Geschichte von Jan Karski war ihm besonders lebhaft in Erinnerung geblieben. Karski, ein polnischer Offizier, hatte sich freiwillig in eines der Lager begeben, um das Schicksal seiner verschleppten Landsleute zu klären. Auch ihm gelang die Flucht, er reiste nach London und Washington und sprach mit höchsten Regierungsstellen, bis zu Präsident Roosevelt liess man ihn durch. Und was er zu erzählen hatte, klang furchtbar: Deportationen, Hunger, Massenmord, genau organisiert und durchgeführt. Walker, der Soldat und Pilot, wollte zunächst nicht daran glauben, er hielt Karskis Schilderungen für die üblichen Gräueltaten, die

man aus jedem Krieg kannte. Später kamen ihm Zweifel. Seine Aussagen stimmten mit denen der anderen Flüchtlinge überein. Es konnte doch nicht sein, dass sie alle logen.

Nun hatte er zumindest einen Beweis für die Deportationen. Aber das reichte ihm nicht. Walker tat etwas, was er keinesfalls hätte tun dürfen, was jedem angehenden Piloten eines Aufklärungsflugzeugs bereits in der ersten Unterrichtsstunde eingebläut wurde: Niemals über dem Objekt kreisen! Das war zu gefährlich, damit zog man nur das Feuer der Flak oder der Feindjäger auf sich. Aber in diesem Moment war es ihm egal. Er wollte unbedingt herausfinden, was sich da unten abspielte.

Wieder drehte er eine Platzrunde, diesmal noch etwas tiefer. Jetzt konnte er einzelne Personen erkennen, Männer, Frauen, sogar Kinder. Ja, Kinder waren darunter, die Körper nicht halb so gross wie die der Erwachsenen. Und alte Menschen sah er. Sie wurden von anderen gestützt, einige legte man auf Handwagen. Und Soldaten sah er. Oder Polizisten. Jedenfalls waren es Uniformierte. Sie trieben die Menschen voran, in Richtung des Lagers. Aber was geschah dort mit ihnen? Stimmten die Geschichten, wurden sie tatsächlich ermordet? Wahrscheinlich. Was sollten sie denn sonst tun? Arbeiten etwa? Frauen, Kinder, Greise, ganze Familien? Nein, das konnte kein Arbeitslager sein, die sahen anders aus.

Also hatten Karski und die anderen nicht gelogen. Es war ein Vernichtungslager. Noch mehr Beweise brauchte er nicht.

Fieberhaft überlegte er, was er in dieser Situation tun sollte, tun konnte. Erstmal die Beweise sichern, entschied er. Noch einmal flog er an, und wieder drückte er auf einen Auslöser, diesmal auf den der Zielkameras. Walker hörte, wie die Filme surrend durchs Gehäuse liefen, vor ihm in der Nasenspitze der Mosquito. Nun konnte niemand mehr behaupten, die Geschichten seien bloss erfunden.

Ein erster Erfolg. Aber konnte er noch mehr tun? Natürlich, die Maschinenkanonen. In seiner Mosquito waren vier Zwanzig-Millimeter-Kanonen verbaut, er hatte zweihundertvierzig Schuss Munition an Bord. Explosivgeschosse, die splitterten und tiefe Löcher rissen. Damit hätte er im Tiefflug angreifen können. Aber was sollte er genau

bekämpfen? Egal, das Ziel war gar nicht wichtig. Er hätte niedrig über das Gelände ziehen und einfach ein paar Salven abfeuern können. Das würde Verwirrung stiften, die Wachmannschaften würden sich auf den Boden werfen, denn sie kannten ja die Gefahr, die von Querschlägern und Splintern ausging. Wahrscheinlich würden einige ihre Waffen nach oben richten und versuchen ihn abzuschiesen. Viele langsamere Flugzeuge waren bereits durch Infanterie vom Himmel geholt worden, aber nicht die Mosquito, sie war einfach zu schnell. Walker hätte gefahrlos noch ein paar Angriffe oder auch nur Scheinangriffe fliegen können. Dadurch würde er den Menschen die Chance zur Flucht geben.

Und danach würde er sich auf dieses Gebäude dahinten stürzen, wo die vielen Uniformierten herumliefen. Inzwischen hatten sie ihn bemerkt, sie stoben auseinander wie ein Haufen aufgeschreckter Hühner. Fünf oder sechs Karabiner zielten in seine Richtung und sicher ebenso viele geballte Fäuste. War es die Kommandantur? Oder eine Kaserne der SS?

Walker griff zum Sicherungshebel der Bordwaffen und legte ihn um. Es knackte und ratterte im Flugzeug, die Kanonen wurden automatisch durchgeladen.

Wenn es Menschen gab, die er wirklich hasste, dann waren es die SS-Leute. Sie begingen die schlimmsten Verbrechen in diesem Krieg, taten Dinge, die sich die meisten nicht einmal vorstellen konnten. Am liebsten hätte er sie in Fetzen geschossen. Anschliessend käme der Zaun an die Reihe, der sich rund um das Lager zog. Mit seinen Kanonen hätte er eine regelrechte Schneise hineinschlagen können, abermals bekämen viele Menschen die Chance zur Flucht. Sie könnten sich in den Wäldern verbergen, für die erste Zeit, die Flüsse versorgten sie mit Trinkwasser, ausserdem war es nicht weit zu den Ortschaften. Die Polen hassten die Deutschen, sicher würden sie viele Häftlinge aufnehmen und versorgen.

War das genug? Nein, sie hätten noch viel mehr tun können. Auf diese Distanz konnte die Mosquito fünfhundert Kilogramm Bomben tragen, die restliche Nutzlast wurde für Flugbenzin benötigt. Wenn sie mit zehn Maschinen zurückkehren würden, wären das bereits fünf Tonnen Bomben. Damit könnten sie die Gebäude der SS wegpusten. Und dann hätten sie noch zweitausendvierhundert Explosivgeschos-

se zur Verfügung. Damit könnten sie die Wachtürme wegsprengen und den Zaun an mehreren Stellen unterbrechen. Und dann müsste man Behälter mit Nahrungsmitteln und Waffen abwerfen. Dafür brauchte man natürlich weitere Maschinen. Aber allein auf der Insel waren momentan dreitausend Mosquitos stationiert, das sollte reichen.

Walker hätte sich freiwillig gemeldet für diese Mission, er hätte die Staffel ans Ziel führen können. Es wäre kein grosses Risiko dabei gewesen. Die 105. Squadron hatte einmal das Gestapo-Hauptquartier in Norwegen angegriffen. Alle eingesetzten Flugzeuge waren zurückgekommen. Danach folgten unzählige weitere Angriffe auf deutsche Punktziele, Offiziere der Wehrmacht sprachen inzwischen schon von der Mosquito-Plage. Auch hier in Auschwitz könnte man ihnen einige empfindliche Stiche versetzen.

Sicher, nicht alles würde funktionieren. Vielleicht würde er versehentlich ein paar von den Häftlingen mit seinen Bordkanonen erwischen, vielleicht würden einige Bomben auf die Häftlingsbaracken fallen, und vielleicht könnten die Menschen in den Wäldern nicht lange durchhalten, vielleicht würden einige Polen die Flüchtlinge verraten, weil sie die Belohnung kassieren wollten, die die Deutschen auf ihre Wiederergriffung aussetzen würden, und wahrscheinlich könnten noch viel mehr Dinge schiefgehen, an die er in diesem Moment überhaupt nicht dachte. Aber sie hätten es wenigstens versucht. Niemand könnte ihnen hinterher den Vorwurf machen, dass sie tatenlos zugesehen hätten bei diesen entsetzlichen Verbrechen.

Walker klappte die Schutzkappe über dem Abzug hoch. Sein Zeigefinger berührte den kleinen Hebel, der die Kanonen auslöste. Vier Sprenggranaten befanden sich in den Kammern...

Aber nein, all diese Überlegungen waren sinnlos, denn sie verstiessen gegen seine Befehle. Nicht einmischen, keine Luftkämpfe, keine Bodenkämpfe hatte ihm sein Kommandeur eingeschärft. Walkers Mission war klar definiert. Ein Aufklärungsflug, vier Objekte fotografieren, danach umkehren. Mensch und Maschine sicher zurückbringen. Für alles andere waren die Kampfverbände zuständig. Sie starteten doch jeden Tag und jede Nacht, griffen den Feind an, wo immer sie ihn fanden, an Land, auf See und in der Luft, sie griffen seine Städte an, seine Stellungen im Feld, seine Bunker, seine Schiffe,

seine U-Boote, seine Flugzeuge, sie warfen Tausende Tonnen Bomben ab und verschossen Millionen Patronen. Also mussten sie sich auch hierum kümmern. Es war ihre Aufgabe, nicht seine. Er musste Vertrauen haben, Vertrauen in die politische und militärische Führung seines Landes. Ausserdem gab es ja noch die Verbündeten, die Amerikaner und die Russen. Auch sie betrieben Luftaufklärung, auch sie unterhielten Spionagenetze, auch sie hörten den Funk der Deutschen ab. Sicher wussten sie genauso gut Bescheid. Wahrscheinlich arbeiteten sie schon an Plänen zur Befreiung des Lagers. Sie würden den Job erledigen.

Walker schob den Gashebel vor und zog das Steuerhorn weit zurück. Die Mosquito reckte ihre Nase empor, der Kompass zeigte einen neuen Kurs an.

Drei Tage waren die Umsiedler unterwegs gewesen, drei furchtbare Tage. Niemand konnte den Waggon verlassen, die Türen blieben verschlossen. Der Proviant ging schnell zu Ende, es hatte ja niemand mit einer so langen Fahrt gerechnet. Der Hunger war schlimm, aber noch schlimmer quälte sie der Durst. Nachts hingen sie Kleidungsstücke aus den Luftklappen, damit sich Tau auf ihnen niederschlug. Es funktionierte, wenigstens ein paar Tropfen konnten sie aus den Tüchern wringen. Jacques und seine Schwester bekamen etwas davon ab, damit überstanden sie die drei Tage. Andere überstanden sie nicht. In ihrem Waggon starb eine alte Frau, ganz plötzlich in der Nacht. Sie benötigte Medikamente, doch die befanden sich in ihrem Koffer, und den hatte man ihr beim Umsteigen abgenommen. In dem Nachbarwaggon waren sogar drei Menschen gestorben, das hatten sie durch Rufen erfahren, aber der Grund blieb unbekannt.

Auch der Gestank war fürchterlich, denn es gab keine Toilette in dem Waggon. Hinlegen konnte man sich auch nicht, auf zehn Meter Länge drängten sich fünfzig Personen zusammen. Nachts schlief man im Sitzen, tagsüber kauerte man am Boden oder stand für ein paar Minuten auf und wechselte mit einem anderen die Position, um dann wieder zu kauern und abzuwarten. Einige redeten miteinander, sie sprachen über das, was sie erwartete, und das konnte nicht gut sein,

wenn sie auf diese Weise dorthin gebracht wurden. Jacques' Eltern versuchten ihn nichts davon hören zu lassen, sie sangen ihm Lieder vor oder erzählten Geschichten, aber er hörte trotzdem, was die anderen Erwachsenen untereinander besprachen, und das machte ihm Angst.

Deshalb war er froh, als endlich die Türen aufgestossen wurden und Licht in den Waggon fiel. Jacques kniff die Augen zusammen, die Sonne blendete ihn, aber die Luft schmeckte sehr gut, frische klare Luft, die bis in seine Ecke hineinwehte. Jemand brüllte etwas, irgendwo bellten Hunde. Darüber freute sich Jacques, er mochte Hunde, und die meisten Hunde mochten ihn. Vielleicht würde es doch nicht so schlimm werden.

Diejenigen, die an den Türen gekauert hatten, fielen heraus und stürzten auf den Schotter, weil sie niemand vorgewarnt hatte. Andere klopfen ihre Kleider ab, setzten ihre Hüte auf und stiegen wie aus einem Luxusabteil, als ob sie einen Erholungsurlaub begännen. Einige schafften es nicht, den Waggon zu verlassen, sie waren geschwächt durch die lange Fahrt. Menschen in gestreiften Anzügen, die Jacques an Pyjamas erinnerten, kamen herein und halfen ihnen, nahmen sie an den Arm oder trugen sie heraus. Gesprochen wurde dabei nicht, die in den Pyjamas antworteten nicht auf Fragen, sie machten auch keinerlei Gesten, nickten nicht einmal mit dem Kopf.

Jacques' Vater wollte Gewissheit haben. In mehreren Sprachen fragte er, wo sie sich befänden und was man mit ihnen vorhätte. Ein Mann in schwarzer Uniform bemerkte das. Er kam herbeigelaufen, nahm einen Stock von seinem Gürtel ab und prügelte ihn nieder, den unverschämten Fragensteller. Jacques wollte ihm helfen, wollte den Uniformierten von hinten angreifen, aber jemand hielt ihn zurück. Und das war auch besser so, denn der Mann hörte erst auf zu prügeln, als Jacques' Vater sich nicht mehr rührte.

Andere Uniformierte kamen hinzu. Sie wählten aus, tippten einigen Umsiedlern auf die Schultern und wiesen sie an, sich in eine Reihe zu stellen. Jacques' Mutter war darunter. Sie wurde kurz angesehen, musste ihren Mantel aufmachen, ihre Beine vorzeigen, und dann bekam sie einen Klaps mit einer Reitpeitsche und sollte sich hinten anstellen. Zuerst weigerte sie sich, aber ein weiterer Kontakt mit der Peitsche, diesmal etwas härter, machte ihr klar, wer hier das Sa-

gen hatte. Immerhin durfte sie Jacques' kleine Schwester mitnehmen. Sie rief ihm zu, dass sich sein Vater um ihn kümmern würde. Leider hatte Jacques ihn bereits aus den Augen verloren. Er rief nach ihm, er suchte ihn, aber an der Stelle, an der er eben noch gelegen hatte, war er nicht mehr. Lag er inzwischen auf einem der Handwagen, die überall umher geschoben wurden? Oder hatte Jacques die Waggons verwechselt? Sie sahen doch alle gleich aus, er konnte sie nicht auseinanderhalten. In ihm wuchs die Verzweiflung, er hatte Vater und Mutter verloren, und er wusste nicht, an wen er sich wenden sollte. In den Geschichten, die ihm seine Eltern erzählt hatten, kam immer in letzter Minute von irgendwo Hilfe her, etwa wenn ein Kind sich verlaufen hatte, aber hier gab es keine Hilfe, so sehr er sich auch umsah und rief und weinte.

War da was? Da war doch etwas! Ein Brummen. Jacques blickte nach oben, zum Himmel hinauf. Ein Flugzeug! Es flog eine Kurve. Jacques kniff die Augen zusammen, sah genau hin. Ja, es trug eine Kokarde, kein Balkenkreuz. Das war schon mal gut. Die Maschine hatte die Kurve vollendet, kam etwas tiefer. Jetzt konnte Jacques die Abzeichen deutlich erkennen. Es war kein französisches Flugzeug, trug aber dieselben Farben, nur anders angeordnet: ein roter Punkt in einem weissen Kreis, darum ein blauer Kreis. Also ein britisches Flugzeug. Die Briten waren mit den Franzosen verbündet, das wusste Jacques aus den Nachrichten, die sie im Keller gehört hatten. Das musste die Hilfe sein, auf die er wartete.

Jacques riss die Arme hoch, er winkte, so kräftig er konnte, und er rief, so laut er konnte: «Hier bin ich! Hier! Helft mir! Bitte!»

Harris erhob sich mühselig. «Sie sind grausam.»

«Tut mir leid, aber das war notwendig», erwiderte Emily.

«Ist es auch notwendig, dass Sie sich über mich lustig machen? Ist es notwendig, mich einen Wurm zu nennen?» Seine Stimme klang beleidigt. «Ausgerechnet Sie sagen so etwas? Sie, die grosse Humanistin?»

Emily trat zwei Schritte zurück. Sie wollte vorbereitet sein, falls er ihr nur etwas vorspielte, um sich im nächsten Moment auf sie zu stürzen. «Sie haben mich zu dieser Demonstration gezwungen. Ich hatte keine Wahl.»

«Sehen Sie, dann geht es Ihnen wie mir. Ich habe auch keine Wahl. Oder glauben Sie, es macht mir Spass, jede Nacht Bombenangriffe zu befehlen, jede Nacht meine eigenen Leute in den Tod zu schicken?»

«Harris, Sie sind ein Idiot. Einfach unbelehrbar.»

«Falsch, Sie sind die Idiotin, Miss Brown. Sie sind unbelehrbar.»

«Ganz schön frech für jemanden, der eben noch auf dem Boden gekrochen ist.»

«Genau das meine ich. Sie kämpfen mit Ihren Mitteln – und ich kämpfe mit meinen.»

«Das ist etwas anderes.»

«Nein, das ist nichts anderes. Sie sind sogar noch schlimmer als ich. Denn ich nutze die Bomber im Auftrag der Regierung. Ich nutze sie im Namen des Volkes.»

«Nicht in meinem Namen.»

«Das ist es doch gerade. Sie nutzen die Bomber der Royal Air Force für Ihre ganz persönlichen Pläne. Sie haben sie von ihrem Kurs abgebracht. Aber wo führen Sie die Bomber hin?»

«Das habe ich Ihnen doch gesagt. Zu den Bahngleisen von Auschwitz.»

«Das behaupten Sie. Aber vielleicht führen Sie die Bomber auch zu einem Lager der sowjetischen Armee, damit wir unsere eigenen Verbündeten angreifen. Oder vielleicht ist das auch eine Falle und unsere Bomber werden am Zielort von einem deutschen Jagdgeschwader erwartet.»

Sie schüttelte den Kopf. «Das würde ich niemals tun.»

«Wie kann ich das wissen? Vielleicht sind Sie ja eine deutsche Spionin? So wie Mata Hari.»

Eine Spionin? Emily dachte an die niederländische Tänzerin, die am Ende des Weltkrieges von den Franzosen hingerichtet worden war, weil man sie eben dafür hielt, für eine deutsche Spionin. Mata Hari zählte zu den populärsten Personen ihrer Zeit, etliche Romane waren über sie erschienen – Emily hatte selbst einen davon gelesen –, dazu Filme, Theaterstücke, Zeitungsartikel, Postkarten, es gab sogar

schwülstige Gemälde und Skulpturen von ihr, die Herrenzimmer und Bordelle schmückten, eine unüberschaubare Menge. Immer wurde sie als jung und schön dargestellt, aber auch als mysteriös und hinterhältig, eine *femme fatale*, die Männer verführte, benutzte und verstieß, sobald sie bekommen hatte, was sie wollte.

Der Ankläger des Militärgerichts behauptete, sie hätte einen französischen Spion verraten, den die Deutschen später verhafteten und erschossen. Nur konnte dieser Verrat nie zweifelsfrei bewiesen werden. Viel wahrscheinlicher war, dass man einen Sündenbock brauchte, weil die französischen Generäle viele desaströse Entscheidungen getroffen hatten und kurz vor der Niederlage standen. Da kam eine wie sie gerade recht. Die lange Untersuchungshaft, der kurze Prozess, das schnelle Urteil gegen Mata Hari und schliesslich ihr letzter Auftritt vor dem Erschiessungskommando, all das füllte zahllose Zeitungsspalten und lenkte von anderen Ereignissen ab. Gewissheit würde man aber erst im Jahr 2017 haben – so lange sollten die Akten unter Verschluss bleiben.

Emily kam plötzlich der Gedanke, ihr könne ein ähnliches Schicksal drohen. Dass man sie vor Gericht stellen und zu einer schweren Strafe verurteilen könnte – vielleicht sogar zum Tod durch den Strang –, war ihr von Anfang an klar. Sie hatte intensiv darüber nachgedacht und entschieden, dieses Risiko einzugehen. Aber dass sie auch Roman- und Filmheldin werden könnte, dass man Bilder nach ihrem Antlitz malen und Skulpturen nach ihrem Körper formen würde, darauf wäre sie nie gekommen.

Obwohl Jeffrey einmal davon gesprochen hatte. Er meinte, sie solle einem Bildhauer Modell stehen. Ihm fiel auch gleich der Name eines Freundes ein, jenes Töpfers, der das tönernerne Pferd für sie geformt hatte, aber eigentlich ein verhinderter Künstler war. Emily wollte nichts davon wissen.

Sie lachte. «Absurd.»

«Absurd? Und der Einsatzbefehl? Der war echt. Oder es war eine sehr gut gemachte Fälschung. Nur eine gerissene Spionin bringt so etwas zu Stande.»

«Wenn Sie es genau wissen wollen: Das Formular war echt. Einer Ihrer Offiziere hat es mir besorgt.»

«Das ist Hochverrat! Dafür wird der Mann bestraft. Wer war es?»

«Das sage ich nicht.»

Jeffrey! Jeffrey! Jeffrey! Sie hatte seinen Namen die ganze Zeit im Kopf. Aber sie hätte ihn niemals verraten, nicht einmal unter Folter.

«Wieso hat er Ihnen das Papier gegeben? Und wie haben Sie erfahren, dass wir heute Nacht einen Angriff auf Ostrau planen?»

«Ich habe ihn ein wenig... umgarnt.» Emily überlegte, ob *umgarnt* das richtige Wort war. Vielleicht hätte sie doch *verführt* sagen sollen. Allerdings war es nicht so geplant. Zumindest nicht am Anfang, später änderten sich die Dinge.

Sie hatte ihn auf einer Weihnachtsfeier kennengelernt. Es war eine seltsame Sache. Normalerweise feierten Offiziere und Mannschaften nicht zusammen, auch in der britischen Armee wurde streng auf Klassentrennung geachtet. Es sei denn, es handelte sich um weibliche Mannschaften. Sie waren überall begehrt, fanden überall Einlass. So auch in den Hangar sieben des Stützpunktes, der an diesem Abend feierlich geschmückt war, mit Tannengrün, Christbaumkugeln und einem Stern, der auf der Nasenspitze eines Blenheim-Bombers steckte.

Eigentlich wollte Emily nicht hingehen, sie hatte das Gefühl, dass die weiblichen Mannschaften eine andere Form der Dekoration darstellen sollten. Zwei Krankenschwestern, mit denen sie eng befreundet war, überredeten sie aber zu einem Blitzbesuch, und so machte sie sich ein bisschen hübsch und liess sich von einem Krankenwagen abholen, der die drei bis zum Hangar fuhr. Sie wollten ganz hinten sitzen, am letzten Tisch, doch die Offiziere bestanden darauf, die Damen in der Mitte zu platzieren, unter den Flügeln der Blenheim, wo jeder sie sehen konnte. Emily war das unangenehm, sie nahm sich vor zu gehen, sobald der Kommandant seine Ansprache gehalten hatte. Wieder kam es anders, als von ihr geplant. Die Ansprache verzögerte sich, schliesslich fiel sie ganz aus. Niemand war darüber traurig. Ein Offizier hatte einen Plattenspieler mitgebracht, ein anderer die neuesten Swing-Scheiben, die mit den amerikanischen Bombern über den Ozean gekommen waren. Dazu gab es Eierpunsch und Kekse, und auf jedem Tisch brannten Kerzen.

Nachdem Musik und Alkohol ihre Wirkung entfaltet hatten, fanden sich die ersten Paare zum Tanz zusammen. Auch Emily wurde

aufgefordert. Sie hätte ablehnen können, aber sie wollte nicht unhöflich sein. Bald drehte sich alles um sie, obwohl sie nur an dem Punsch genippt hatte. Offenbar wollten alle Offiziere des Stützpunkts mindestens einmal mit ihr tanzen – alle, bis auf einen. In einer Ecke, neben dem Telefon, hockte ein junger Mann, der sich anscheinend nicht recht traute. Ein grosser, dünner Kerl, noch keine Streifen auf den Schultern, dafür sass die Uniform tadellos. Den ganzen Abend hatte er sie angesehen, und sie hatte ein paar Mal in seine Richtung gesehen. Irgendwann reichte es Emily, sie ging einfach zu ihm rüber. Er stellte sich als First-Lieutenant Jeffrey Dryer vor und behauptete, er würde deshalb nicht tanzen, weil er am Telefon bleiben und die Verbindung zum Planungsstab des Bomberkommandos halten müsse. Emily beschloss, ihm das zu glauben. Sie unterhielten sich ein bisschen, Emily erzählte von ihrer Arbeit, dem Auswerten von Luftbildern, und Jeffrey von seiner. Details gab er nicht preis, er sagte nur, er kenne Marschall Harris persönlich und würde regelmässig mit ihm zusammenarbeiten. Damals war Emily davon nicht beeindruckt, sie kannte Harris nur dem Namen nach, aber dieser junge Offizier war sehr nett, er interessierte sie.

Sie kamen jedoch nicht dazu, ihr Gespräch zu vertiefen, weil eine Sirene ertönte und die Halle geräumt werden musste. Alle rannten nach draussen, in Richtung der Schutzräume – alle, bis auf einen. Jeffrey blieb wieder auf seinem Posten, er wollte erst die Freigabe seines Vorgesetzten abwarten. Emily bat ihn mitzukommen, er weigerte sich. Schliesslich ging sie allein. Als sie aber am ersten Schutzraum ankam, war dieser schon besetzt und sie wurde abgewiesen. Sie ging weiter zum nächsten, fand ihn aber in der Dunkelheit nicht. Es war kalt, sie fror und hatte sich auf dem Stützpunkt verlaufen.

Emily ging zurück zum Hangar sieben. Auf halbem Weg kam ihr Jeffrey entgegen. Er hatte endlich die Freigabe erhalten und begab sich nun ebenfalls zum Schutzraum. Aber er kam nicht mit leeren Händen auf sie zu, er hatte ihr etwas mitgebracht: eine Decke. Alle Offiziere nahmen etwas in die Schutzräume mit, die meisten Gläser mit Punsch oder Keksdosen, auch um den Plattenspieler hatte man sich gekümmert, wovon die leise Musik zeugte, die von irgendwo herkam, aber Jeffrey hatte an eine Decke gedacht. Und an Emily.

Sie hatte ihn verführt und ausgenutzt.

«Ich wusste es, Sie sind eine Spionin!», sagte Harris. «Wie viel zahlt Ihnen der deutsche Geheimdienst für diesen Verrat?»

«Gar nichts. Ich bin keine Verräterin. Warum können Sie das nicht verstehen? Ich mache all das nur, um den Menschen in Auschwitz zu helfen. Weil es sonst niemand tut. Die Amerikaner tun es nicht, die Russen tun es nicht, und Sie tun es auch nicht, Marschall Harris. Obwohl Sie die grösste Luftstreitmacht der Welt befehligen, obwohl Sie die Lufthoheit über Europa besitzen, tun Sie nichts für diese armen Menschen.»

«Moment, lassen Sie mich noch einmal zusammenfassen, Miss Brown: Sie verleiten einen Offizier zum Hochverrat, Sie fälschen einen Einsatzbefehl, Sie bringen eine Bombergruppe von ihrem Kurs ab, und Sie bedrohen mich mit einer Waffe. Und trotzdem werfen Sie mir unmoralisches Verhalten vor.»

«Ich tue es aus einem ehrenvollen Grund. Ich will Leben retten, nicht Leben vernichten.»

«Das will ich auch. Nur mache ich es auf einem anderen Weg.»

«Nein, Sie machen genau dasselbe wie die Deutschen. Sie töten die Menschen, die Sie für Ihre Feinde halten.»

«Aber die Deutschen *sind* unsere Feinde! Sie sind die Feinde der gesamten Menschheit. Sie haben den Krieg begonnen. Sie haben die Konzentrationslager eingerichtet. Sie haben es von Anfang an so gewollt.»

«Falsch. Es war nicht so gewollt, es hat sich so entwickelt. Alle sind immer verrückter geworden. Die Deutschen, die Russen, die Amerikaner, wir, alle sind wahnsinnig.»

Plötzlich klopfte es an der Tür.

Emily zuckte zusammen. «Was soll das?»

Harris sah auf seine Uhr. «Das wird Thomson sein. Mit dem Lagebericht.»

«Moment.» Emily rief sich ihren Plan in Erinnerung. Sie war auf alles vorbereitet, aber das Gespräch mit Harris hatte sie abgelenkt. Eigentlich wollte sie schon längst Schreibzeug bereitgelegt haben, wollte so tun, als würden Harris und sie an einem geheimen Projekt arbeiten.

«Und jetzt?»

Sie steckte die Pistole in ihre Tasche. «Wenn er nach mir fragt, stellen Sie mich als Ihre neue Sekretärin vor.»

«Meine Sekretärin?»

Erneut klopfte jemand, diesmal schneller und lauter.

«Ja. Und jetzt rufen Sie ihn herein.» Emily nahm wieder ihre Position gegenüber der Tür ein, von wo sie alles im Blick hatte. «Aber wehe, Sie geben ein Zeichen. Wenn Sie auch nur mit der Wimper zucken, werde ich schiessen.»

«Das wird nicht nötig sein.» Harris lächelte. Er lächelte nach außen, und er lächelte in sich hinein. Mit seiner Behauptung, Emily sei eine Spionin, hatte er offenbar einen wunden Punkt getroffen. Emily war aus dem Takt geraten, zum ersten Mal zeigte sie Schwächen.

Er erhob seine Stimme. «Treten Sie ein, Thomson.»

Der Leutnant riss die Tür auf, kam mit schnellen Schritten herein. Emily erschrak. Sie fürchtete schon, er hätte etwas bemerkt, doch er war einfach nur hektisch.

«Zwei Meldungen, Sir. Der Wetterbericht und ein Funkspruch des Masterbombers.» Er übergab seinem Vorgesetzten ein paar Papiere.

Harris las sie in Ruhe. «Etwas Ungewöhnliches?»

«Nein, Sir. Wetter stabil. Kaum Wolken heute Nacht.»

Thomson blickte zur Seite. Er wunderte sich, dass Emily noch immer anwesend war. Ihr Gesicht kam ihm bekannt vor, in irgendeiner Abteilung des Stützpunktes hatte er sie schon einmal gesehen. Aber was tat sie hier, im Büro des Marschalls? Er blickte etwas tiefer und glaubte die Antwort zu erkennen. Toller Hintern, tolle Beine. Viele Offiziere hatten Verhältnisse mit den weiblichen Mannschaften. Sie legten sich dafür Erklärungen zurecht, es war Krieg, sie waren getrennt von ihren Familien, man hatte doch menschliche Bedürfnisse, und man wusste nie, wann es einen erwischen würde.

Eine süffisante Bemerkung konnte er sich nicht verkneifen: «Das Rendezvous war erfolgreich.» Damit spielte er nicht nur auf Harris und Emily an, er meinte vor allem die Bombergruppe und die Jäger vom Begleitschutz.

«Sieben Staffeln Mosquitos», präzisierete er. «Treffpunkt zehn Meilen vor der Küste Dänemarks.»

«Deutsche Jäger am Himmel?»

«Bis jetzt nicht, Sir.»

«Ausgezeichnet. Machen Sie weiter.»

«Ja, Sir.» Noch einmal sah er zu Emily hinüber, starrte auf ihre tollen Beine, die selbst der graue Dienstroock nicht entstellen konnte, und ging wieder an seine Arbeit.

Walker hatte Glück gehabt. Auf seinem gesamten Flug, übers Meer, hinunter nach Südwestpolen und zurück nach England, gab es keinerlei Feindberührung, weder Angriffe durch Jäger, noch Beschuss durch Flak. Andere hatten weniger Glück. Über seinem Stützpunkt musste er zehn Minuten kreisen, weil unten noch ein Lancaster-Bomber abgefertigt wurde. Er kam von einem Nachteinsatz zurück, Stunden zu spät. Drei seiner vier Motoren waren ausgefallen, das halbe Heckleitwerk fehlte, der Rumpf enthielt viel mehr Löcher, als dort hingehörten. Ein Wunder, dass es der Pilot überhaupt so weit geschafft hatte. Gleich nach seiner Landung stürzte sich die Feuerwehr auf ihn, versprühte Unmengen von Schaum, um die Explosionsgefahr zu bannen. Danach kamen die Krankenwagen, sie holten mehrere leblose Körper aus der Maschine und legten sie auf Bahren. Walker sah alles von oben mit an. Erst als die Rettungsarbeiten abgeschlossen waren, durfte er landen. Er tat es mit einem Kloss im Hals.

Sein Einsatz war damit noch nicht beendet. Die Luftaufklärung bestand aus zwei Elementen: der fotografischen Aufklärung und der visuellen Beobachtung durch den Piloten. Sofort nach der Landung, solange die Eindrücke noch frisch waren, musste er sich bei seinem Planungsoffizier melden. Gemeinsam füllten sie ein Formular aus. Walker musste seinen Namen und Dienstgrad nennen; die Nummer seines Einsatzes, BAK 2311, wurde mit der im Dienstbuch verglichen; er musste den Einsatzverlauf beschreiben sowie die Objekte, die er fotografiert hatte, ausserdem musste er die jeweilige Flughöhe über Grund angeben. Die Befragung ging zügig vonstatten, Walker antwortete kurz und präzise. Erst als sie zu dem Punkt *Besonderheiten* gelangten, kam er ins Grübeln.

«Ja, da war etwas», sagte er. «Ich bin über Auschwitz-Birkenau gekreist. Da habe ich...»

«Moment. Auschwitz-Birkenau?» Der Planungsoffizier blätterte in seinen Unterlagen. «Das steht nicht im Einsatzbefehl.»

«Ich weiss. Ein Navigationsfehler.»

«Acht Kilometer von der Buna-Fabrik entfernt.»

«Da war eine dichte Wolkendecke. Ich brauchte einen Orientierungspunkt. Deshalb bin ich zum Lager rüber. Da hab ich rauchende Schornsteine gesehen. Vier Stück.»

«Vier Schornsteine, rauchend.» Der Offizier schrieb mit.

«Könnte ein Hinweis auf eine Fabrik sein.»

«Gut möglich. Darum werden sich die Auswerter kümmern.

Noch was?»

«Ja. Da stand ein Güterzug auf dem Gelände. Mindestens zwanzig Wagen.»

«Güterzug. Zwanzig Wagen... Wahrscheinlich eine Materiallieferung.»

«Dachte ich auch erst. Aber aus diesem Zug sind Menschen gestiegen.»

«Waren da auch Personenwagen angehängt?»

«Nein, der Zug bestand nur aus gedeckten Güterwagen. Hätte nicht gedacht, dass da so viele reinpassen. Hunderte, wahrscheinlich über tausend Personen. Frauen und Kinder waren darunter. Ich glaube, das waren Zivilisten, die deportiert wurden.»

«Das konnten Sie so genau erkennen?»

«Ja, ich bin im Tiefflug rüber.»

«Im Tiefflug? Aber Sie durften sich nicht zu erkennen geben. Die Mission war geheim. Das habe ich Ihnen vorher genau erklärt.»

«Was soll diese Geheimnistuerei? Wir schiessen Millionen Fotos. Die Nazis kennen unsere fliegenden Augen.»

«Trotzdem haben Sie gegen Ihre Befehle verstossen.»

Den Ärger des Offiziers bemerkte Walker kaum, in Gedanken sass er noch immer in der Mosquito. «Die Auswerter sollen sich die Fotos der Zielkameras genau anschauen. Nicht vergessen.»

Die Schreibfeder kratzte über das Papier. «Als ob die etwas vergessen... Haben wir alles?»

«Ja, schon...»

«Möchten Sie noch etwas sagen?»

Einen Moment überlegte Walker, ob er seinem Planungsoffizier vorschlagen sollte, mit einer Staffel Mosquitos nach Auschwitz zurückzukehren. Er hätte die Führung dieser Staffel übernehmen können, sogar übernehmen müssen.

Der Mann sah ihn fragend an. Es wäre seine Aufgabe gewesen, die Planung zu machen.

Walker fiel das Bild des Lancaster-Bombers ein, der völlig zerschossen auf dem Flugfeld stand. Der Pilot hatte es wenigstens noch geschafft, nach Hause zu kommen. Wie vielen anderen war das nicht gelungen in dieser Nacht? Wie viele waren abgeschossen worden an all den Fronten, an denen sie kämpften? Zehn? Fünfzig? Hundert?

Er erinnerte sich an die Gerüchte, die gerade die Runde machten. Angeblich besaßen die Deutschen jetzt Düsenjäger. Briten und Amerikaner experimentierten längst auch schon damit, aber sie waren noch nicht soweit, die deutsche Luftwaffe hatte die ersten einsatzfähigen Maschinen an die Front gebracht. Die Me 262 erreichte kaum vorstellbare Geschwindigkeiten, mindestens achthundert km/h, einige sprachen sogar davon, dass sie an der Schallmauer kratzen würde. Mit ihren siebentausend PS Schubleistung war das sicher möglich. Dagegen erschienen die dreitausend PS und sechshundert km/h der Mosquito auf einmal kümmerlich. Dieser Teufelsmaschine könnte er nicht einfach davonfliegen. Auch die enorme Gipfelhöhe der Mosquito half ihm nicht weiter, Düsentriebwerke funktionierten noch viel weiter oben, die grossen V 2-Raketen bewiesen es beinahe jeden Tag.

Und wenn er es trotzdem versuchen würde? Angreifen und kämpfen? Oder abdrehen und die Flucht ergreifen? Feigheit vor dem Feind, würde das Urteil seiner Kameraden lauten – genauso vernichtend wie die Geschosse des Feindes. Die Me 262 war mit kleinen Raketen ausgerüstet, fächerweise schossen sie unter den Flügeln hervor und fanden halbautomatisch ihr Ziel. Der Pilot musste nur ungefähr auf den Verband der Feindflugzeuge draufhalten und konnte sicher sein, dass er einen, vielleicht mehrere Gegner erwischen würde.

Walker dachte an seine Frau, an sein Kind, an das Haus, das sie nach dem Krieg bauen wollten.

«Nein, das war alles.»

Noch während der Besprechung wurden die Filme aus Walkers Maschine ausgebaut und von einem Kurier ins Labor gebracht. Auch hier besass Schnelligkeit oberste Priorität, man scherte sich nicht um die zeitlichen Vorgaben, die von den Herstellern der Filme oder des Fotopapiers gemacht wurden. Zunächst liefen die Filme innerhalb von zwei Minuten durch eine mit Chemikalien gefüllte Entwicklungsdose. Nach einer Zwischenwässerung von zwanzig Sekunden, einem anschliessenden Unterbrecherbad und einer Fixage von dreissig Sekunden war der Entwicklungsprozess des Negativs abgeschlossen. In Notfällen konnte noch im Fotolabor mit der Interpretation der Bilder begonnen werden. Allerdings waren die Filme schon nach ein oder zwei Stunden nicht mehr zu gebrauchen, da die Reaktion der nicht vollständig ausgewaschenen Chemikalien weiterging und schliesslich nur noch schwarze Flächen übrig blieben. Innerhalb dieser Zeit mussten von jeder Aufnahme zwei Abzüge gemacht werden, ein Originalbild und eine Sicherungskopie, die direkt ins Archiv kam.

Oft trafen die Abzüge noch feucht in der Auswertungsstelle ein, sie rochen nach Chemikalien und mussten vorsichtig angefasst werden, damit sie nicht auseinanderrissen. Anfangs hatte Emily darunter gelitten, ihre Augen tränten, die Schleimhäute waren gereizt, an ihren Händen bildeten sich rote Flecken, die juckten und hässlich aussahen. Keine Hautcreme half dagegen, aber ständig die Hände waschen konnte sie auch nicht, das liessen die Arbeitsabläufe nicht zu. Die älteren Kollegen wussten damit umzugehen. Wenn mal wieder feuchte Bilder kamen, wurden sie einfach an Wäscheleinen gehängt, man stellte Warmlufttrockner drunter und öffnete die Fenster, im Winter durften Pullover und Schals zu den Uniformen getragen werden. Die Kollegen verrieten Emily auch, wo es die feinen Nitril-Handschuhe gab, nämlich im Magazin des Labors, mit denen man Buchseiten umblättern konnte und die nicht mit den Chemikalien reagierten, wie gewöhnliche Gummihandschuhe. Damit war selbst die strenge Zielvorgabe von zwei Stunden zu schaffen.

Maximal zwei Stunden sollte es dauern, von der Landung des Flugzeugs bis zum ersten Ergebnis der Grobauswertung. Dazu versammelten sich drei Auswerter um einen Kartentisch und interpretierten gemeinsam, was sie auf den Bildern sahen. Die Aufgabe bestand aus drei Abschnitten. Erstens das Aufklärungsobjekt finden. Manchmal war es sehr schwierig, in einer weiten Naturlandschaft oder in einer eng bebauten Stadt eine Fahrzeugkolonne oder eine Fabrik zu erkennen. Zweitens das Objekt definieren. Es musste unterschieden werden, ob es sich um eine Kolonne von Flüchtlingen handelte oder um einen Verband einsatzfähiger Soldaten, um eine Rüstungsfabrik oder vielleicht doch um eine Schule, die an ein Gewerbegebäude grenzte. Und drittens die genaue Lage bestimmen. Dazu war es wichtig zu wissen, in welcher Höhe der Pilot die Aufnahmen gemacht hatte, woraus sich der Massstab errechnen liess, und es mussten Referenzpunkte gewählt werden, etwa Flüsse oder Eisenbahnlinien, mit deren Hilfe das Zielobjekt präzise in Karten eingetragen werden konnte – für den späteren Angriff.

Wenn diese drei Schritte ausgeführt waren, wurde das Ergebnis der Grobauswertung per Telefon, Funk oder Fernschreiber weitergeleitet an die kommandierende Stelle oder direkt an den Gefechtsstand.

«BAK 2311», sagte Sergeant Major Rooney, als er die Besprechung begann. «Oberschlesisches Industrieviertel, Region Kattowitz. Ortszeit: 7:48 Uhr. Massstab eins zu dreitausendvierhundert. Geländestreifen, zirka zwei mal drei Meilen. Erstes Objekt?»

«Ein Stahlwerk», antwortete Emily. «Am südlichen Rand von Kattowitz.»

Emily, Rooney und Corporal Johnson beugten sich über das Foto. Ein ungeübtes Auge hätte nur eine Ansammlung von hellen und dunklen Schatten erkannt, die Spezialisten wussten jedoch genau, wonach sie Ausschau halten mussten.

«Klarer Fall», sagte Johnson. «Hier ist der Hochofen.» Mit seinem Bleistift zeigte er darauf.

Das Stahlwerk war von der rechten Seitenbildkamera der Mosquito erfasst worden, die Auswerter betrachteten es somit von schräg oben her. Der Hochofen präsentierte sich ihnen als rundes, turmartiges Gebäude, daneben standen die etwa halb so grossen Winderhit-

zer, durch dicke Rohre miteinander verbunden. Zum Gichtverschluss führte der Schrägaufzug, wie eine Brücke aus Eisenfachwerk gebaut, der Koks, Erz und Zuschläge von den Bunkern in den Hochofen transportierte.

«Und hier sind Abraumhalden», ergänzte Emily. Sie hatte die dunklen Flecken entdeckt, die etwas abseits lagen.

«Eindeutig ein Objekt der Rüstungsindustrie», entschied Rooney. «Genaue Lage?»

Emily nahm ein Lineal zur Hand, mass die Entfernung zum Fluss und rechnete den Wert um. «Eine halbe Meile südlich der Rawa, am Ende des Stichkanals.»

«Ausgezeichnet. Was kommt als nächstes?»

Industrieanlagen gehörten zu den einfachsten Objekten der Aufklärung, denn sie waren unbeweglich und aufgrund ihrer Charakteristika leicht als Stahlwerk, Chemiefabrik oder Schiffswerft zu bestimmen. Kasernen erschwerten den Auswertern die Arbeit, sie unterschieden sich kaum von Wohnvierteln, Mannschaftshäuser sahen aus wie gewöhnliche Wohnhäuser, Exerzierplätze konnten leicht mit Marktplätzen verwechselt werden, Bunker versteckten sich oft unter Rasenflächen. In Zweifelsfällen schlugen sie deshalb in Begleitbüchern nach, in denen jedes militärische Objekt verzeichnet war.

Die grössten Schwierigkeiten hatten sie mit beweglichen militärischen Verbänden, insbesondere, wenn sich zwei Parteien zum Gefecht begegneten. Angreifer und Verteidiger mussten bestimmt, Waffengattungen unterschieden und Täuschungsversuche durchschaut werden – und das geschah manchmal, während die Soldaten bereits kämpften und jede falsche Auslegung sich verheerend auswirken konnte.

Was Emily am wenigsten mochte, waren Eisenbahnzüge, denn sie verlegten in kurzer Zeit grosse Mengen an Menschen und Material, oft über Nacht, und schufen dadurch völlig neue Situationen. Vor einigen Monaten hatte sie mit zwei Beisitzern ein Gefecht in Italien falsch bewertet, weil ein deutscher Zug auf der letzten befahrbaren Strecke eine Kolonne Tiger-Panzer an das Schlachtfeld heranbrachte, sie im Schutz der Dunkelheit entladen wurden und den Alliierten am nächsten Morgen eine empfindliche Niederlage zufügten. Emily hat-

te den Zug am Vortag übersehen. So etwas sollte ihr nicht noch einmal passieren.

«Was ist das für ein Zug hier?», fragte sie beim Blick auf ein Grossraumfoto. «Sind das Truppenbewegungen?»

«Das ist nichts», antwortete Sergeant Major Rooney. «Der Pilot hat etwas fotografiert, was nicht dem Befehl entsprach. Angeblich deportierte Zivilisten. Ich habe soeben den Bericht seines Planungsoffiziers bekommen. Der Mann machte einen nervösen Eindruck, und er war müde. Verständlich, nach sieben Stunden Flug über Feindgebiet. Glaubwürdigkeit: dreissig Prozent.»

«Das will ich genau wissen.» Sie nahm eine Leselupe zu Hilfe, erkannte aber nur unscharfe Punkte. «Könnten auch Soldaten sein.»

«Weiter hinten kommen ein paar Zielfotos», sagte Johnson. «Die sind ganz gut.»

«Danke.» Emily blätterte den Stapel durch. Die Zielfotos unterschieden sich deutlich von den Grossraumbildern, sie zeigten einen kleineren Ausschnitt, den aber in höherer Auflösung. Der Pilot hatte sie im Direktanflug gemacht, Emily schaute nun aus seiner Perspektive auf den Zug herab. Tatsächlich, es waren Zivilisten, die aus den Wagen stiegen, Männer, Frauen, Kinder. Ihre Kleidung verriet sie, Anzüge, Pullover, Röcke, Mäntel, Hüte, eine Person trug sogar einen Sonnenschirm. Männer in dunklen Uniformen waren auch zu sehen, sie standen aber etwas weiter entfernt, in einer langen Reihe, als ob sie die Neuankömmlinge bewachen würden. Andere Männer trugen helle Uniformen, sie bildeten kleine Gruppen und schoben Handwagen über den Bahnsteig. Offenbar sammelten sie etwas ein. Vielleicht Gepäck? Emily glaubte Koffer zu erkennen, grosse Taschen und etwas, das wie zusammengerollte Matratzen aussah.

Sie griff zu einer Detaillupe. Ihr Durchmesser betrug zwar nur drei Zentimeter, doch sie vergrösserte den Bildausschnitt um das Fünfeinzelnde. Nein, es war kein Gepäck, das dort eingesammelt wurde, es waren Menschenleiber. Ausgesteckt, gekrümmt, leblos...

«Was ist das für eine Aktion?», fragte Emily.

«Wahrscheinlich eine Umsiedlung», sagte Rooney.

«Wer wird da umgesiedelt? Und wohin?»

«Egal. Die Leute sind unwichtig. Zweitrangiges Ziel.»

Emily war anderer Meinung, sie sah sich jedes Foto an. Auf einem Zettel notierte sie die Seriennummern jener Aufnahmen, die sie für die besten hielt. Ungefähr ein Drittel war zu gebrauchen, ein guter Schnitt. Auf dem letzten Foto winkte jemand. Die Bewegung war klar zu erkennen, auch ohne Vergrößerungsglas. Ein Junge winkte in die Kamera, und sein Mund war geöffnet, anscheinend rief er etwas. Rief er seinen Eltern zu?

Noch einmal griff Emily zur Detaillupe. Sie sah dem Jungen in die Augen. Er sah ihr in die Augen.

«Können wir weitermachen?», fragte Rooney.

«Ja... äh, wir können...» Rasch legte sie die Bilder beiseite. Ihr Vorgesetzter legte andere Bilder dazu, wodurch alles durcheinander geriet, was Emily ärgerte.

«Hier ist noch eine interessante Information. Der Pilot sagte, er hätte vier Schornsteine gezählt, neben vier Gebäuden. Er glaubt, es sei eine versteckte Rüstungsfabrik.»

«Eine Fabrik auf dem Gelände eines Arbeitslagers?» Johnson beugte sich über eines der Fotos. «Das ist ungewöhnlich. Normalerweise werden die Häftlinge von den Lagern zu den Fabriken gebracht.»

«Können Sie etwas erkennen?»

«Ja, Rauch. Die Schornsteine rauchen. Der Pilot hat Recht. Die führen da was im Schilde.»

«Wer möchte die Feinauswertung übernehmen?»

«Ich», sagte Emily ohne eine Sekunde des Zögerns.

Rooney war ihr dafür dankbar. Die Feinauswertung von Zielen zweiten Ranges zählte nicht zu den beliebtesten Arbeiten, weil sie mühsam und zeitaufwendig war und am Ende meist nicht viel dabei herausprang. Jeder Auswerter wollte ein getarntes Schlachtschiff auf den Bildern entdecken, eine Raketenabschussanlage oder wenigstens einen Feldflugplatz, dafür gab es Belobigungen, vielleicht sogar einen Orden. Aber nicht für die Auswertung eines Arbeitslagers.

«Gut. Ich gebe das Ergebnis weiter an den Planungsstab.»

Die Männer erhoben sich von den Stühlen, Emily blieb sitzen. Sie konnte ihren Blick nicht von der Landkarte abwenden. Region Kattowitz, Südwestpolen. Was ging da vor sich? Ein Arbeitslager, umgesiedelte Zivilisten und eine versteckte Rüstungsfabrik, das passte ein-

fach nicht zusammen. Sie schaute auf den Stapel der Luftbilder. Irrendwo dazwischen lag das Foto des Jungen. Wollte er ihr etwas sagen? Warum winkte er?

Emily ging zur Kochecke hinüber, goss sich eine Tasse Tee ein, knabberte ein paar Kekse. Gestärkt machte sie sich an die Arbeit. Zuerst wählte sie die besten Grossraumfotos aus und legte sie nebeneinander: je eines der mittleren, der rechten und linken Rumpfkamera der Mosquito. Die Fotos überlappten sich um zwanzig Prozent, weshalb sie einige Teile abschneiden musste und die Reste zusammenklebte. Daraus ergab sich ein sehr guter Blick über das Lager mit dem Zug als Mittelpunkt. Zu den fotogrammetrischen Arbeiten zählten auch das Festlegen der Nordrichtung, die Bestimmung des Luftbildmassstabes und das Einzeichnen eines Gitternetzes, wobei ihr die Landkarte als Orientierungshilfe diente. Nachdem die Vorbereitungen abgeschlossen waren, machte sich Emily daran die Details zu analysieren.

Der Pilot hatte vier Schornsteine gezählt, über das Gelände verteilt. Emily markierte sie mit je einem Pfeil, den sie auf das Fotopapier klebte. Dann nahm sie eine Lupe zur Hand und betrachtete den Rauch. Er war sehr hell, beinahe weiss, was auf eine saubere Verbrennung bei hoher Temperatur hindeutete.

Aber was wurde verbrannt? Neben einem der Schornsteine entdeckte sie einen Kohlebunker. Damit hatte sie das Brennmaterial gefunden. Aber wo waren die Rohstoffe, etwa die Halden von Kalk und Ton, die Zementwerke und Ziegeleien benötigten? Oder wo befanden sich die Lagerplätze von Rohren, Stahlplatten und Gussteilen, an denen man Betriebe des Maschinenbaus erkannte? Auch die Rohrbrücken der Chemiefabriken und die Tanks der Erdöl verarbeitenden Betriebe fehlten, nicht einmal ein annehmbares Lagerhaus fand sie. Es hätten natürlich Sammelheizungen sein können, aber die Schornsteine standen neben relativ kleinen Gebäuden, die Heizungen wären somit extrem überdimensioniert. In einiger Entfernung lagen grössere Gebäude, vielleicht dienten sie der Verwaltung oder der Unterbringung von Wachleuten, aber auf dem Weg dorthin wäre zu viel Wärme verloren gegangen. Auch diese Erklärung schied aus.

Das Einzige, was sie zweifelsfrei identifizieren konnte, waren die Häftlingsbaracken. Emily kannte sie bereits von früheren Auswertun-

gen, auch in den Lagern der Organisation Todt und in Kriegsgefangenenlagern kam dieser Typ zum Einsatz, selbst die Wehrmacht benutzte ihn – allerdings als Pferdestall. Die Baracken waren in der Regel dreissig Meter lang und acht bis zehn Meter breit, in der Schrägsicht konnte man deutlich den Dachreiter für die Belüftung erkennen. Der war unbedingt nötig, denn es wurden bis zu siebenhundert Menschen in einer Baracke untergebracht, einige Berichte sprachen sogar von tausend und mehr Insassen. Bis zu zwölf Personen schliefen in *Betten* von vier Meter Breite, drei davon übereinander gestapelt. Unter solchen Bedingungen verbreiteten sich Krankheiten rasend schnell, fast jeder Häftling litt unter Hungerdurchfall, immer wieder brachen Typhusepidemien aus, denen die schwächsten zum Opfer fielen.

Emily überschlug die Zahlen. Sie sah etwa dreihundert Baracken. Wenn sie durchschnittlich nur mit fünfhundert Personen belegt waren, ergab sich daraus eine Gesamtzahl von einhundertfünfzigtausend Häftlingen. Sie wurden schlecht ernährt, mussten harte körperliche Arbeit verrichten und lebten unter katastrophalen hygienischen Bedingungen. Aus dem Zug, der gerade angekommen war, stiegen ungefähr tausend Personen. Das Hauptgleis teilte sich in zwei Nebengleise. So etwas gab es nur dort, wo regelmässiger Zugverkehr stattfand, wo Züge einander ausweichen mussten. Also konnte man davon ausgehen, dass jede Woche mehrere Transporte beim Lager ankamen. Fünf Züge entsprächen mindestens fünftausend Menschen... Emily brach die Rechnung ab.

Krematorien! Es blieb nur diese eine Erklärung: Die Schornsteine mussten zu Krematorien gehören, der Rauch stammte von Leichen, die verbrannt wurden. Vier Schornsteine, verteilt auf vier Gebäude. Ein Krematorium besass in der Regel mehrere Öfen. Wie viele Leichen...? Emily hatte keine Vorstellung über die genaue Zahl der Opfer, aber sie musste gewaltig sein. Etwas Ungeheuerliches ging dort vor sich. In diesem Lager geschah sicher vieles, nur umgesiedelt wurde niemand. Es war die Endstation für diese Menschen.

Ihr wurde klar, dass sie an Grenzen gelangte, es liessen sich kaum noch Informationen aus den Bildern ablesen. Sie musste sie ergänzen und bestätigen durch Informationen, die aus anderen Quellen

stammten. Jeffrey könnte ihr dabei helfen. Bei ihrem nächsten Treffen wollte sie ihn darauf ansprechen.

Emily atmete tief durch. Sie war erschüttert über das, was sie auf den Fotos sah. Aber sie war auch froh darüber, dass sie den Mut gefunden hatte, sich dem Grauen zu stellen, dass sie nicht länger der Verantwortung auswich. Schon einmal hatte sie sich in einer ähnlichen Situation befunden. Voriges Jahr um diese Zeit lagen Bilder aus Litauen auf den Tischen der Auswerter. Sie zeigten eine Massenerschiessung, die versteckt in den Wäldern stattfinden sollte, aber von den Aufklärern bemerkt wurde. Deutlich konnte man Gruben erkennen, gewiss dreissig Meter lang. Die Opfer mussten sie eigenhändig ausheben. Einen Tag später waren die Gruben mit einer Schicht frischer Erde bedeckt.

Auch das berührte Emily tief in ihrem Herzen, aber sie wusste nicht, wie sie damit umgehen sollte. Sie versuchte die Soldaten, die die Erschiessung durchgeführt hatten, zu identifizieren, zumindest deren Einheit, wollte ihr Quartier finden und ihnen die Air Force auf den Hals hetzen. Doch ihr Vorgesetzter war dagegen. Es sei nicht ihre Aufgabe, private Ermittlungen durchzuführen, sagte er. Das versetzte Emily in blanke Wut, obwohl sie sonst nie wütend wurde. Private Ermittlungen! Das klang nach einem Eifersuchtsfall oder einem gebrochenen Eheversprechen. Aber hier ging es um Menschenleben, um die Leben unschuldiger Opfer. Damals hatte sie die Wut in sich hineingefressen und war wieder an ihre Arbeit gegangen.

Damals! Aber nicht heute! Heute würde sie etwas unternehmen. Auf eigene Faust, ohne die Vorgesetzten um Erlaubnis zu fragen. Niemand durfte sie mehr zurückhalten. Sie musste nur einen Weg finden...

Noch einmal nahm sie die Zielfotos zur Hand, suchte nach dem Jungen, der in die Kamera winkte. Die Aufnahmen waren von geringer Qualität, überbelichtet und extrem kontrastreich. Bei der Dampflokomotive konnte man die Dampfzylinder und das Gestänge nicht erkennen, weil die Schwärze keine Durchzeichnung der Details zuließ. Aber weil die hellen Stellen noch durchlichtet waren, etwa die Räder der Lokomotive, konnte man viele Fotos dennoch gebrauchen. Hätte es eine Uhr auf diesem Bahnsteig gegeben, hätte man die Zeit ablesen können. Aber hier gab es nichts, was sonst einen Bahnhof aus-

zeichnete, keine Uhr, kein Ortsschild und keine Pläne mit Abfahrtszeiten. Der Zug hielt auf einer leeren, geschotterten Fläche, die von Stacheldrahtzäunen und Wachtürmen eingefasst war. Die Menschen kletterten aus den Wagen und wurden in eine bestimmte Richtung getrieben, zum Lager hin. Einige Wachmänner bildeten ein regelrechtes Spalier, durch das die Neuankömmlinge gehen mussten, andere führten Hunde an der Leine, und einer von ihnen hatte etwas in der Hand, einen länglichen Gegenstand, vielleicht eine Reitgerte.

Hoffentlich schlug er damit nicht den kleinen Jungen.

Wer war er? Emily wusste nichts von ihm, nicht seinen Namen, nicht sein genaues Alter, kannte seine Familie nicht, nicht den Ort, an dem er gelebt hatte, wo er zur Schule ging und seine Freunde traf. Irgendwo hatte sie gelesen, dass die Häftlinge in einigen Lagern Nummern in die Haut eintätowiert bekamen, in anderen Lagern trugen sie Jacken, auf die eine Nummer genäht war. Sie, die Verbrecher, nahmen ihren Opfern die Namen weg und reduzierten sie auf eine Nummer. Sogar Kindern taten sie das an. Aber nicht in diesem Fall. Dieser Junge sollte keine Nummer sein.

Alfie. Sie beschloss, ihn Alfie zu nennen. Nach Alfred, ihrem Lieblingsonkel, den sie sehr liebte und der ihr Vorbild war.

Endlich, sie hatte ihn gefunden. Alfie winkte ihr zu. Aber es war kein fröhliches Winken, wie man es von Urlaubsfotos kannte. Seine Augen waren weit aufgerissen, obwohl er genau in die Morgensonne schaute. Emily wusste, dass die Piloten beim Zielflug die Sonne am liebsten im Rücken hatten, damit sie nicht geblendet wurden und Gefahren rechtzeitig erkannten. So war es auch hier, die Schatten wiesen in die entgegengesetzte Richtung. Trotzdem bedeckte der Junge seine Augen nicht, er schaute in das helle Licht, schaute in die Kamera. Seine Gesichtszüge waren verzerrt. Er rief nicht bloss, er schrie, er brüllte. Er hatte Angst. Er hatte Furchtbares gesehen und erlebt.

Alfie flehte Emily um Hilfe an.

Nachdem Thomson gegangen und die Tür verschlossen war, sagte Harris: «Haben Sie es gesehen? Ich habe kein Zeichen gegeben und nicht mal mit der Wimper gezuckt.»

«Gut gemacht. Sie fügen sich meinem Plan.»

Harris stand auf. Wieder ging er ein paar Schritte, und wieder schob er seine Brust vor. «Im Gegenteil, Sie werden sich mir fügen. Noch ehe die Bombergruppe ihr Ziel erreicht hat, werden Sie mir zustimmen, Miss Brown. Sie werden einsehen, dass ich Recht habe und Sie sich irren.»

Er sprach ungewöhnlich laut, bemerkte Emily. Wollte er womöglich bezwecken, dass Thomson auf diese Weise etwas von dem Gespräch mitbekam?

«Ausgeschlossen.» Sie holte die Pistole wieder aus der Tasche hervor, umklammerte den Abzug.

«Mehr noch, Sie werden einsehen, dass ich auf der richtigen Seite kämpfe. Und Sie werden mich bitten diesen Kampf fortzusetzen. Und Sie werden Ihren Kampf beenden, denn Sie stehen auf der falschen Seite.»

«Ich bin auf der Seite der Menschen, aller Menschen.»

«Genau das ist der Fehler. Sie sind auf der Seite *aller* Menschen – aber man kann nicht auf beiden Seiten zugleich sein. Man kann nicht gleichzeitig für und gegen etwas sein.»

Sie lockerte den Griff. Er wollte sie tatsächlich überzeugen.

«Selbstverständlich kann man das. Ich bin für die Menschen, für den Frieden, für die Abrüstung. Und ich bin gegen den Krieg und gegen die Rüstung.»

«Schöne Worte. Aber man darf nicht grundsätzlich gegen Waffen sein. Wir brauchen sie zur Verteidigung.»

«Durch Waffen wird Angst erzeugt. Ich habe es Ihnen gerade bewiesen.»

«Beinahe. Sie haben mir Angst gemacht, weil Sie die Waffe direkt auf mich gerichtet haben. Eine passive Waffe jedoch erzeugt keine Angst. Sie haben Recht, wenn Sie sagen, wir, die Gewinner des Krieges, haben den Versailler Vertrag zuerst gebrochen. Es stimmt, wir hatten zweitausend Flugzeuge und die Deutschen bloss siebzig, und unsere Kriegsmarine war ihrer sogar um das Hundertfache überlegen.»

«Na also. Entsteht dadurch etwa keine Angst?»

«Nein, denn es waren passive Waffen. Sie dienten allein der Verteidigung, sie waren weit vom Gegner entfernt. Nehmen wir den Seekrieg als Beispiel. Seit der Skagerrak-Schlacht im Jahr 1916 sind die deutsche Marine und die Royal Navy nicht mehr aufeinander getroffen.»

«Trotzdem ging von der Navy eine erhebliche Gefahr für die Deutschen aus. Denken Sie an die Seeblockade. Im Weltkrieg hat die britische Marine die Nordsee abgeriegelt – von Norwegen bis runter zum Ärmelkanal.»

«Das war doch nur wegen der deutschen U-Boote. Sie lauerten überall in der Nordsee, sie versenkten Hunderte friedliche Schiffe. Haben Sie denn die Tragödie um die Lusitania vergessen? Ein harmloses Passagierschiff, mit über tausend Zivilisten an Bord. Die Deutschen haben sie heimtückisch ermordet.»

«Moment, Moment. Der Reihe nach, bitte. Die Seeblockade war keine Reaktion auf die U-Bootgefahr. Es war genau umgekehrt. Zuerst hat die britische Regierung die Nordsee zum Kriegsgebiet erklärt, und zwar im November 1914. Danach, im Februar 1915, hat die Reichsregierung den uneingeschränkten U-Bootkrieg befohlen, dem die Lusitania zum Opfer fiel. Und sie war alles andere als ein *harmloses Passagierschiff*. Die Lusitania hatte auf ihrer letzten Fahrt mehrere Millionen Schuss Munition in ihren Frachträumen, die sie nach Liverpool bringen sollte – aus New York. Dabei verhielten sich die USA doch angeblich neutral. Britische und amerikanische Politiker haben es immer wieder öffentlich erklärt.»

Emily versuchte Harris in die Augen zu sehen. Er wich ihrem Blick aus.

«Allein das war schon ein unehrenhaftes Verhalten», fuhr sie fort. «Durch nichts zu entschuldigen aber ist die Tatsache, dass Zivilisten ohne ihr Wissen und ohne ihr Einverständnis von der Politik benutzt wurden. Erst haben wir sie als Schutzschilde für ein getarntes Kriegsschiff benutzt, und nach der Versenkung benutzten wir sie, um Stimmung für einen Kriegseintritt der USA zu machen. Wir, Marschall Harris, haben diese Tausend Menschen ebenso getötet wie die Deutschen.»

«Nein, das ist nicht wahr», erwiderte Harris ärgerlich. «Ein deutsches U-Boot hat den Torpedo abgeschossen. U 20 ist schuld, die

Deutschen sind schuld. Alles andere sind Verschwörungstheorien, die man nicht beweisen kann.»

«Dann geben Sie die Akten frei.»

«Natürlich geben wir die Akten frei – in hundert Jahren.» Er lachte triumphierend. «Möglicherweise werden sie dann aber nicht mehr vollständig sein. Sie wissen ja, der Papierfrass.»

«Ist das ein angemessenes Verhalten für eine Demokratie?»

«Wenn es um Krieg und Frieden geht, muss es auch Geheimnisse geben.»

«Commander Kenworthy ist anderer Meinung. Haben Sie sein Buch gelesen? Er hat die Vorgänge genau beschrieben. Winston Churchill, damals Chef der Marine, wusste von dem U-Boot, das vor der irischen Küste kreuzte. U 20 hatte ja bereits mehrere Schiffe angegriffen. Und trotzdem hat er nichts getan, um die Katastrophe zu verhindern.»

«Wir schweifen vom Thema ab», sagte Harris plötzlich. «Wir sprachen von der Seeblockade. Die Admiralität hat sie nur verhängt, um die Einfuhr von Waffen und Munition nach Deutschland zu verhindern.»

«Gut, kehren wir zum Thema zurück.» Emily fühlte sich stark genug, um den Streit zu führen. Dazu brauchte sie nicht mal eine Waffe – die Webley and Scott steckte sie demonstrativ in ihre Tasche.

«Sie haben Recht, Marschall Harris, in ein Kriegsgebiet sollten keine Waffen gebracht werden. Aber nebenbei haben wir auch die Einfuhr von Nahrungsmitteln verhindert. Und warum haben wir die Blockade nach dem Waffenstillstand fortgesetzt? Millionen Menschen mussten Hunger leiden, Hunderttausende verloren ihr Leben.»

Emily wusste, wie schrecklich Hunger sein konnte. Als Fünfzehnjährige hatte sie unter einem vereiterten Oberkiefer gelitten. Sie musste sich einer Operation unterziehen, ein Stück vom Knochen wurde abgefräst und durch eine Silberplatte ersetzt. Damit sich die Wunde nicht entzündete, durfte sie einen Tag nichts trinken und drei Tage nichts essen. Es waren die drei schlimmsten Tage ihres Lebens. Obwohl schon fast eine Erwachsene, fühlte sie sich wieder hilflos wie ein Kind. Sie litt Höllenqualen, konnte sich aber nicht verständlich machen, weil der Verband sie am Sprechen hinderte und sie nichts zum

Schreiben hatte. Die Ärzte und Schwestern beachteten sie nicht, wahrscheinlich kam es in einem Krankenhaus jeden Tag vor, dass ein Patient nichts zu sich nehmen durfte, und wahrscheinlich bettelte jeden Tag jemand um einen Schluck Wasser oder einen Krümel Brot. Als sie dann endlich die erste halbe Tasse Tee trinken durfte, kam es ihr vor, als würde sie vom süssesten Nektar kosten.

Sie erzählte ihren Eltern davon, doch sie hörten kaum hin, hatten andere Sorgen. Nur einer hörte ihr zu: ihr geliebter Onkel Alfred. Ihm fühlte sie sich verbunden, auch deshalb, weil er – ebenso wie sie – als Aussenseiter galt, einige hielten ihn sogar für verrückt. Alfred war Kolonialsoldat in Indien gewesen, verliess aber nach einigen Jahren die Armee und heiratete eine Einheimische. Das hätte man in der Familie gerade noch akzeptieren können, aber dass er auch noch die anglikanische Kirche verliess und zum Sikhismus übertrat, ging zu weit. Fortan liess er sich einen Bart wachsen und trug einen Turban, womit er stets die Attraktion war, wenn er einmal im Jahr die Verwandten in der alten Heimat besuchte.

Emilys Eltern führten meist nur oberflächliche Gespräche mit ihm, fragten nach dem Wetter in Indien, wie er das Essen vertrug und ob seine Frau – sie kannten nicht einmal ihren Namen – das tat, was er verlangte. Wenn er dann aber sagte, er verlange nichts von ihr, weil in seiner Religion Mann und Frau ebenbürtig waren, er sie nicht als seine Dienerin ansah, sondern als seine Gefährtin, seine Geliebte und seine Schwester im Geiste, wechselten sie schnell das Thema, fragten noch einmal nach dem Monsunregen oder irgendwelchen exotischen Gewürzen.

Emily war das nicht genug. Sie wollte viel mehr erfahren, stellte ihm tausend Fragen, und die beschränkten sich nicht auf Farben, Gerüche und Temperaturen. Am dringendsten wollte sie wissen, warum er sich für den Sikhismus entschieden hatte, wo das Land doch noch andere interessante Religionen zu bieten hatte, wie Hinduismus und Buddhismus. Alfred erzählte von der Einheit aller Dinge, von der universellen Schöpferkraft, die ohne Furcht und Hass war und aus sich selbst heraus bestand, ohne Anfang und Ende, die Vorlieben besass, aber keine Bedürfnisse, die nichts verlangte, aber stets bereit war, al-

les zu geben. Und er berichtete von den Versuchen der Sikhs, diesen Idealen zu folgen, tugendhaft zu leben, den Egoismus zu überwinden und das eigene Bewusstsein erwachen zu lassen. Dabei verschwieg er nicht, dass es vielen Anhängern dieser Religion nicht gelang, die hohen Ziele zu erreichen, sie roh und gewalttätig sein konnten. Ihr Handeln fiel dann auf sie selbst zurück, weil auch für sie das Prinzip von Ursache und Wirkung galt, wonach jeder Gedanke und jede Tat eine Konsequenz haben werde. Und Alfred erzählte von der Verweigerung gegenüber allen Autoritäten als Lebensprinzip, weshalb die Sikhs weltliche und geistliche Herrscher nicht wirklich anerkannten, sondern ihnen nur so weit folgten, wie es unbedingt nötig war, ansonsten aber keine Könige und Präsidenten, keine Priester und Bischöfe brauchten, weil sie glaubten, dass jeder Mensch die Fähigkeit besass, das Göttliche in sich selbst und in Verbindung mit anderen Menschen zu erfahren.

Davon war Emily begeistert, und sie fasste den unwiderruflichen Entschluss, selbst eine Sikh zu werden, sobald sie erwachsen wäre. Sie wollte nicht länger bloss die Tochter ihrer Eltern sein, wollte nicht eine Untertanin seiner Majestät sein, und schon gar nicht wollte sie später allein die Ehefrau eines Mannes sein. Stattdessen wollte sie eine Bhainji sein, eine Schwester, aber nicht bloss die Schwester ihrer leiblichen Geschwister, sondern eine Schwester aller Menschen, aller fernen und nahen, aller gegenwärtigen und zukünftigen.

Doch entgegen ihrer Erwartung fiel ihr Alfred nicht gleich um den Hals, im Gegenteil, er bremste ihren Enthusiasmus, riet ihr, lieber noch einmal gründlich über alles nachzudenken, und er schenkte ihr ein Buch, das ihre Fragen beantworten sollte. Das Buch hiess *Indische Philosophie* und stammte von dem deutschen Forscher Heinrich Zimmer, der als Experte für altindische Sprachen galt. Zimmer hatte einige der ältesten bekannten Texte übersetzt, darunter die Upanishaden, entstanden zwischen siebenhundert und zweihundert vor Christus, und die Veden, die auf ein Alter von bis zu dreitausendfünfhundert Jahren geschätzt wurden. Emily begriff nicht, was er meinte, sie konnte sich nicht vorstellen, dass diese alten Verse und Fabeln etwas mit ihrem Leben zu tun haben sollten. Alfred blieb gelassen, er wusste, dass die Fragen immer dieselben waren, Zeit und Ort spielten keine Rolle.

Emily las das Buch, las es ein zweites Mal, liess sich viel Zeit damit, und als sie es ein drittes Mal gelesen hatte, kannte sie die Antworten. Es ging immer bloss um Hunger, Hunger nach Nahrung und nach Liebe. Und immer wurde beides kontrolliert und begrenzt, weil Menschen glaubten, Nahrung und Liebe wären knappe Güter, und sie fürchteten, selbst leiden zu müssen, wenn sie zu viel davon abgaben. Dabei war es genau umgekehrt, je mehr sie gaben, desto mehr bekamen sie zurück. Sie wollten es nur nicht wahrhaben, ihre Angst lähmte sie. Aus Angst erwuchs Gier, und aus Gier entstand neue Angst. So setzte sich das Leiden fort, zu allen Zeiten, in allen Ländern.

Auch Alfred wusste ein Beispiel zu nennen. 1902 kam er als Kolonialsoldat nach Britisch-Indien, als gerade eine schreckliche Dürre herrschte. Alfred wurde mit der Eisenbahn zu einem Stützpunkt im Landesinneren gebracht. Er freute sich darüber, weil er glaubte, mit dieser Errungenschaft europäischen Fortschrittdenkens würden auch Hilfsgüter für die Hungernden verteilt. Aber er irrte sich, die fremden Herrscher halfen nicht, sie machten alles noch schlimmer, indem sie grosse Mengen Weizen aus dem Land fortschafften, um den Weizenpreis in ihren fernen Heimatländern zu stabilisieren.

Mit eigenen Augen sah er sie, die spindeldürren Gestalten, bei denen man die Rippen zählen konnte, weil sie lange nichts mehr gegessen hatten und sie nur noch Lumpen trugen, die entlang der Gleise lebten, nein, nicht lebten, dahinsiechten, schlimmer noch als Tiere, die oft nicht mehr die Kraft besaßen, aufzustehen, wenn ein Zug kam, die am Boden krochen und versuchten, jedes einzelne Weizenkorn, das aus den Waggons fiel, aufzuklauben und es sich roh in den Mund steckten, es aber nicht mehr verdauen konnten und einen furchtbaren Tod starben.

Aber vielleicht hatten diejenigen, die starben, sogar noch ein leichteres Schicksal zu tragen, als diejenigen, die unter solchen Bedingungen leben mussten, die ihr Dasein als *Kulis*, als Arbeitssklaven fristeten, formal zwar frei und unabhängig, tatsächlich jedoch ihrem Herrn schutzlos ausgeliefert waren und ihm dienen mussten, zu einem wahren Hungerlohn, der von der Geburt bis zum Tod niemals für eine volle Mahlzeit reichte.

Alfred hatte es gesehen, er wusste davon.

Und viele andere wussten auch davon. Sie wussten, dass die alten Schutzmassnahmen gegen Hungersnöte – Gemeindeland, öffentliche Kornspeicher und Systeme der sozialen Umverteilung –, von den Briten zerschlagen wurden. Und sie wussten, dass man an den Börsen legal mit dem Getreidepreis spekulierte, dass damit gewaltige Vermögen verdient wurden, es den armen Menschen aber nicht mehr möglich war, die in ihrer Region durchaus vorhandenen Lebensmittel legal zu erwerben. Stattdessen exportierte man sie, oft in Länder, die Tausende Meilen entfernt lagen, wobei trotz der Kosten für den Transport immer noch ein stattlicher Gewinn blieb. Und es war bekannt, dass man die Inder auch noch mit Steuern belegte, um damit Kriege zu finanzieren, etwa in Afghanistan. Ebenso war bekannt, dass in dieser Zeit, in den Jahren um 1900, der Regen in weiten Teilen der Welt ausblieb, auch in Korea, Brasilien, in Äthiopien und im Sudan.

Eines aber wusste man nicht: Wie hoch die Zahl der Opfer war. Die dauerhaft Hungernden, die Kulis und ihre Angehörigen, wurden auf einhundert Millionen geschätzt, wenn man die Kolonien der anderen Europäer hinzurechnete, waren es eher zweihundert Millionen. Die Zahl der Menschen, die durch die Dürre ihr Leben verloren, konnte nur grob umrissen werden, auch deshalb, weil in der Folge Krankheiten auftraten, die weitere Millionen Hungergeschwächte dahintrafen. In einigen Ländern ging auf diese Weise ein Drittel der Bevölkerung zugrunde. Die Gesamtzahl betrug sicher dreissig Millionen Tote, vielleicht auch vierzig, fünfzig oder sechzig Millionen. Niemand wusste es genau, niemand interessierte sich dafür.

Viele machten die Armen sogar selbst verantwortlich für ihr Schicksal, behaupteten, ihre moralische Verderbtheit und das Bevölkerungswachstum hätten zum Hunger geführt, der demzufolge als natürliche Korrektur zu verstehen wäre. Anderen kam die Dürre durchaus gelegen, weil dadurch Land frei wurde, das neu verteilt werden konnte. Wahrscheinlich provozierte man einige Hungersnöte sogar absichtlich, um unliebsame Bevölkerungsgruppen zu vernichten. Allerdings liess sich das hinterher nicht mehr beweisen, denn Hunger tötete leise und unspektakulär, ohne dass Geschosshülsen und Bombenkrater zurückblieben.

So war es auch einige Jahre später während der Hungerblockade durch die Royal Navy. Britische Kriegsschiffe riegelten die Nordsee ab – ein eklatanter Verstoss gegen das Völkerrecht, das es verbot, Zivilisten kollektiv in Geiselnhaft zu nehmen. Mit jedem weiteren Kriegsjahr verschlechterte sich die Ernährungslage in den Ländern des Mittelbundes, die auf Importe angewiesen waren. Zum Schluss standen pro Kopf nur noch knapp eintausendzweihundert Kalorien zur Verfügung, was dem Energiebedarf eines zweijährigen Kindes entsprach. Dadurch sanken die Abwehrkräfte der Menschen, Krankheiten griffen um sich, die Kindersterblichkeit stieg an. Insgesamt waren achthunderttausend Tote zu beklagen – Zivilisten, die nicht am Krieg teilgenommen hatten.

Nach der Besetzung des Rheinlandes konnten auch die Alliierten nicht mehr behaupten, sie hätten von all dem nichts gewusst. General Herbert Plumer beschwerte sich öffentlich, seine Truppen könnten den Anblick *von Horden von dünnen aufgedunsenen Kindern, die um die Abfälle der britischen Unterkünfte bettelten*, nicht mehr ertragen. Damit bewirkte er jedoch nichts. Im Gegenteil, in Versailles vereinbarten die Sieger, dass Deutschland einige seiner besten landwirtschaftlichen Flächen abgeben musste, auf denen ein Viertel seiner Getreide- und Kartoffelernte erzeugt wurde. Als Emily davon erfuhr, sagte sie – damals noch im Scherz – man hätte Hitler auch gleich den Schlüssel des Reichstags in die Hand drücken können.

Inzwischen war es so weit: Hitler hatte den Reichstag in der Hand – und noch viel mehr.

Und jetzt geschah es wieder. Vielleicht hungerte nun der kleine Alfie. Emily fragte sich, wie es ihm wohl erging, jetzt, in diesem Augenblick. War er mit seiner Familie zusammen? Kümmerte sich jemand um ihn? War er überhaupt noch am Leben? Sie dachte an die Krematorien, an den Rauch, der aus den Schornsteinen quoll. Acht Wochen war es her, seit sie die ersten Luftbilder von Auschwitz gesehen hatte. Acht Wochen, so lange konnte man Unterernährung aushalten. Andere hungerten schon länger, seit Monaten, seit Jahren. Im Laufe des Krieges wurden Städte und Regionen abgeriegelt, unterversorgt, ausgeblutet. So geschah es in Warschau, in Leningrad und an vielen anderen Orten, von denen die Öffentlichkeit niemals erfuhr. Es

war Absicht, wie so oft in der Geschichte. Einige planten es, andere führten es aus, wieder andere sahen dabei zu.

Schlimm genug, wenn Hunger durch Krankheiten oder Missernten entstand, aber dass Hunger als Waffe eingesetzt wurde, um Menschen absichtlich Leid zuzufügen, empfand sie als grausam, sadistisch und durch nichts zu rechtfertigen.

Harris teilte ihre Auffassung nicht. «Alles in allem war es gut und richtig, dass wir damals die Nordsee gesperrt haben. Sonst hätten die Deutschen nicht den Versailler Vertrag unterschrieben.»

«Harris, Sie versuchen einen Wahnsinn mit einem anderen Wahnsinn zu rechtfertigen. Die Forderungen von Versailles waren viel zu hoch. Die Deutschen konnten sie nicht aufbringen. Wissen Sie noch, wie hoch die Gesamtsumme war?»

«Hab ich vergessen», behauptete er.

«Aber ich nicht: einhundertzweiunddreissig Milliarden Goldmark! Das entspricht dem Gegenwert von siebenundvierzigtausend Tonnen Gold. Auf der ganzen Welt existiert nicht so viel Gold. Und dann haben die Belgier und Franzosen auch noch das Rheinland besetzt. Wohlgermerkt, nicht im Krieg, sondern in *Friedenszeiten*. Sie haben sich aufgeführt wie Besatzungsmächte, haben willkürlich Strafen verhängt, bis hin zum Todesurteil. Stellen Sie sich mal vor, eine fremde Macht würde in Britannien einmarschieren und die Midlands besetzen, um Geld von uns zu erpressen.»

Für einen Moment hüllte er sich in Schweigen. Harris folgte Emilys Vorschlag und stellte sich vor, was gewesen wäre, wenn die andere Seite den Krieg gewonnen hätte. Warum auch nicht? Briten und Franzosen waren traditionell mindestens ebenso verfeindet wie Deutsche und Franzosen. Sie hatten den bisher längsten Krieg der Geschichte gegeneinander geführt, den Hundertjährigen Krieg, und hatten überall auf der Welt um Kolonien gestritten, wodurch viele Unbeteiligte ihr Leben verloren. Die Franzosen hätten also auch eine Entente mit den Deutschen eingehen können – gegen die Briten. Gemeinsam hätten die Kontinentaleuropäer das grösste Heer und die grösste Flotte besessen, und bis die Vereinigten Staaten so weit beeinflusst wären, dass sie eingreifen würden, wäre der Konflikt längst entschieden. Und dann?

Nach dem Weltkrieg hatte sich Harris noch eine Zeitlang in Europa aufgehalten, bevor er in die Kolonien zurückkehrte. Von seinem

Logenplatz als Besatzungsoffizier im Rheinland konnte er das Schauspiel genau beobachten. Die Deutschen hungerten noch immer, sie stöhnten unter der Last der Reparationen und mussten mit der schwierigen inneren Lage fertig werden. Noch war die Monarchie nicht ganz beseitigt, das neue System nicht etabliert. Alte und junge Kräfte, Kaiserstreue, Nationalisten, Demokraten und Kommunisten rangen miteinander – auf nicht immer friedliche Weise. Zudem mussten Millionen Soldaten wieder in die Gesellschaft integriert und die Wirtschaft auf Friedensproduktion umgestellt werden, und es galt, Kriegsoffer und Erwerbslose zu versorgen und eine steigende Zahl von Flüchtlingen aufzunehmen – und schliesslich musste man noch die galoppierende Inflation in den Griff bekommen.

In diese Zeit fielen die Volksabstimmungen in den umstrittenen Gebieten, die zum grossen Teil manipuliert oder gleich ganz ignoriert wurden. In Schlesien beispielsweise stimmten sechzig Prozent der Wahlberechtigten für den Verbleib im Deutschen Reich. Trotzdem entschied der Völkerbund, die Provinz mit all ihren Einwohnern, die nur zum geringen Teil Polen waren, Warschau zuzuschlagen – auf Betreiben der Franzosen, die den Erzfeind geschwächt sehen wollten.

Natürlich wusste jeder, auch die französischen Politiker, was sich daraus ergeben würde. Die Polen jubelten über das Urteil, bekamen sie doch ein komplettes Industriegebiet übereignet, inklusive Kohlen- und Eisenerzminen, Stahlwerken und einem dicht ausgebauten Eisenbahnnetz – ohne dass dafür ein einziger Pfennig Entschädigung gezahlt oder der gewaltige Wert dieser Anlagen als Reparationsleistung anerkannt wurde. In Deutschland hingegen war man entrüstet. Auch deshalb, weil die Millionen Tonnen Kohle, die Frankreich und Belgien verlangten, nun allein von den Bergwerken in Restdeutschland geliefert werden mussten, die ohnehin an ihrer Kapazitätsgrenze arbeiteten, und so kam für Millionen Menschen zum Hunger auch noch die Kälte hinzu. Nicht wenige von ihnen schlossen sich Freikorps an und versuchten, das erlittene Unrecht gewaltsam zu korrigieren.

Einer von ihnen war Albert Leo Schlageter. Seine Laufbahn begann für einen Extremisten eher ungewöhnlich. Schlageter studierte zunächst Theologie, um katholischer Priester zu werden. Mit dem At-

tentat von Sarajewo änderten sich jedoch auch seine Pläne. Er meldete sich freiwillig zu den Waffen und wurde an die Westfront geschickt, wo er es bis zum Leutnant brachte. Nach der Niederlage fühlte er sich wie Millionen andere junge Männer entwurzelt, orientierungslos, trat fast gleichzeitig einer katholischen Studentenverbindung, einem nationalistischen Jugendbund und einem Freikorps bei. Mit Letzterem nahm er aktiv teil an Strassenkämpfen und dem Kapp-Putsch, zwischendurch verdingte er sich als Landarbeiter, kam zu einem anderen Freikorps, kämpfte in Schlesien gegen die Polen, und so ging es immer weiter, bis er während der Ruhrbesetzung auf die Franzosen traf. Schlageter wollte die Invasionstruppen vertreiben, indem er Bombenanschläge und Attentate beging. 1923 wurden die Besatzer auf seine Kampfgruppe aufmerksam, nahmen ihn und zehn Mitverschwörer fest und stellten sie vor ein Militärgericht.

Der Prozess erwies sich als Farce, Geständnisse wurden durch Folter erpresst, die Verteidiger an ihrer Arbeit gehindert. Um seine Kameraden zu schützen, übernahm Schlageter die Hauptverantwortung für die Taten. Er erreichte sein Ziel, wenn auch zu einem sehr hohen Preis. Für die anderen zehn lautete das Urteil Gefängnis oder Zwangsarbeit, nur für Schlageter hiess es: Tod durch Erschiessen.

Harris konnte das Verhalten der Franzosen nicht nachvollziehen, auch viele seiner Kameraden schüttelten darüber den Kopf. Zu den Grundsätzen der Politik, aber auch zu den Grundsätzen von Vernunft und Menschlichkeit zählte, dass Besatzungsmächte nicht das Volk jenes Landes gegen sich aufbringen sollten, das sie besetzten. Natürlich kannten die britischen Offiziere die Verwüstungen, die der Krieg über Frankreich und Belgien gebracht hatte, doch wenn einmal Frieden beschlossen war, musste auch danach gehandelt werden. Ihre Verbündeten liessen jedes Fingerspitzengefühl vermissen, kamen auf die verrücktesten Ideen. So durften etwa deutsche Bürger die Gehwege nicht benutzen, wer es dennoch tat, musste mit Prügel rechnen; Hotels wurden beschlagnahmt, deutsche Gäste mit Bajonetten aus den Zimmern gejagt, Theatersäle, in denen man Schillers *Wilhelm Tell* spielte, mit Reitpeitschen geleert, und an vielen Gebäuden hingen plötzlich Schilder, auf denen stand: *Eintritt für Deutsche verboten!*

Um den passiven Widerstand zu brechen, wiesen die Besatzer einhundertfünfzigtausend Beamte und Angestellte mitsamt Angehörigen aus ihrer Heimat aus, womit sie in wirtschaftlich schwerer Zeit Arbeitsplätze und Wohnungen verloren. Die übrige Bevölkerung war unter der Militärgerichtsbarkeit nahezu vogelfrei, die Richter verhängten als Vergeltungsmassnahmen hohe Haftstrafen und liessen sogar Geiseln nehmen. Die Lage spitzte sich weiter zu, am *Essener Blutsamstag* erschossen französische Soldaten dreizehn Arbeiter, ohne dass sich jemand dafür verantworten musste. Während also millionenfach begangenes Unrecht ungesühnt blieb, wurde ein Mann hingerichtet: Albert Leo Schlageter.

Dabei war der eigentliche Anlass für die Ruhrbesetzung eine Bagatelle: Deutschland hatte die Reparationsziele knapp verfehlt – um nicht einmal zwei Prozent. Erwartungsgemäss wuchsen Empörung und Wut in der deutschen Bevölkerung weiter an. Nur eine Gruppe freute sich darüber: die Nationalsozialisten. Denn sie hatten nun einen Märtyrer, sogar einen, der von Zeitungen und Wochenschauen international bekannt gemacht wurde. Fortan gedachten sie seiner auf gespenstischen Trauerfeiern, besangen seine Taten in pathetischen Liedern und Gedichten, schrieben ein ebenso pathetisches Theaterstück über ihn, dessen bekannteste Textzeile lautete: «*Deutschland! Erwache! Entflamme!*», errichteten nicht weniger als einhundert Schlageter-Denkmäler und gaben schliesslich einem Segelschiff seinen Namen. Auf der *Albert Leo Schlageter* wurden Marineoffiziere ausgebildet, von denen einige im Jahr 1940 mithelfen sollten, die französische Marine zu entwaffnen. Darüber gerieten dann die Franzosen in Empörung und Wut – von der Not der Deutschen in jenen Tagen jedoch wollten sie nichts wissen.

Und jetzt war Frankreich von den Deutschen besetzt.

Harris fragte sich, wie er wohl in einer solchen Situation gehandelt hätte. Was wäre gewesen, wenn Deutsche und Franzosen mit ihrem Bündnis den Krieg gewonnen hätten, wenn sie astronomische Forderungen an sein Volk gestellt und bei Nichterfüllung die Midlands besetzt hätten? Wenn er selbst gefroren und gehungert hätte – nicht nur die anderen, die man auf Bildern sah, die man vom Hörensagen kannte. Vielleicht hätte er sich dann einer nationalistischen Gruppe angeschlossen – so wie Schlageter.

Auch in Britannien gab es eine faschistische Bewegung, die Schwarzhemden unter Führung von Sir Oswald Mosley, obwohl das Land den letzten Krieg gewonnen hatte und kein Anlass zur Radikalisierung bestand. Auch die britischen Faschisten agitierten, hetzten gegen Minderheiten und prügeln sich gerne mit anderen Extremisten. Im Fall einer echten Bedrohung hätten sie vielleicht ebenso zu den Waffen gegriffen und einen gewaltsamen Umsturz herbeigeführt. Vielleicht wäre dann das britische Volk der Verführungskraft eines grössenwahnsinnigen Diktators erlegen, hätte ihm zugejubelt, bei seinen Aufmärschen mitgewirkt, wäre ihm blind gefolgt, ohne grossen Widerstand zu leisten, hätte erst einen Krieg gegen sich selbst geführt und danach einen gegen die halbe Welt, bis zum totalen Untergang.

Vielleicht hätte er all das aber auch nicht mehr miterlebt, weil er so wie Schlageter bei einem Attentat erwischt worden wäre, vielleicht hätte man ihn zum Tode verurteilt und hingerichtet, vielleicht trüge später ein Schulschiff den Namen *Arthur Harris*, und dann begänne der ganze Irrsinn von vorne.

«Das will ich mir gar nicht ausmalen», sagte er nach einigem Zögern. «Es stimmt, die Belgier und Franzosen haben sich töricht verhalten. Aus diesem Grund haben wir sie dazu gedrängt, das MICUM-Abkommen zu unterzeichnen. Danach sind sie abgezogen. Man muss aber auch ihre Position berücksichtigen. Die Länder waren nach dem Krieg schwer verwüstet. Sie brauchten das Geld für den Wiederaufbau.»

«Mag sein. Aber Deutschland war nach dem Weltkrieg selbst ruiniert. Und trotzdem sollte das Land für die gesamten Kriegsfolgen aufkommen. Das war wirtschaftlicher und politischer Irrsinn.»

«Es ging nicht anders. Wir mussten die Deutschen bestrafen für ihre Verbrechen im Weltkrieg. Ich habe sie gesehen, die Millionen Toten auf den Schlachtfeldern. Und all die Verwundeten, die Männer, denen Arme und Beine abgerissen wurden, denen die Gedärme aus dem Leib hingen. Ich war dabei!»

«Ja, Sie waren dabei. Wie viele Männer haben Sie an die Front geschickt, Harris? Wie viele Marschbefehle haben Sie unterzeichnet? Wie viele Gefechtsbefehle tragen Ihren Namen?»

«Viele, sehr viele. Und ich bin stolz auf jeden Einzelnen. Ich war an allen grossen Kämpfen an der Westfront beteiligt.»

«Stolz? Auf Verdun, Arras und die Somme?»

«Ja, ich habe die Schlacht an der Somme miterlebt, als Pilot. Und ich habe gekämpft, gegen deutsche Jäger und deutsche Bomber. Wir haben Grossartiges geleistet.»

«Grossartig? An der Somme haben die Franzosen und wir sechshunderttausend Männer verloren, die Deutschen vierhunderttausend. Das nennen Sie grossartig?»

«Was wollen Sie? Letztlich haben wir die Schlacht gewonnen. Wir haben die Front um sechs Kilometer verschoben.»

«Eine Million Tote und Verwundete für sechs Kilometer Land? Und Sie nennen mich eine Wahnsinnige?»

Emily dachte an die Pistole in ihrer Tasche. Zu gerne hätte sie sie einfach gezogen und Harris mit einem Schuss niedergestreckt. Sie wusste aber, dass die Probleme damit nicht gelöst wären. Wenn ein Harris sterben würde, würde schnell ein anderer Harris seine Position einnehmen.

«Die militärische Situation war völlig verfahren. Wir mussten einen Abnutzungskrieg führen.»

«Einen Abnutzungskrieg? Harris, wir sprechen von Menschen. Die werden nicht *abgenutzt wie* Maschinen.»

«Davon verstehen Sie nichts.»

«Ja, das stimmt. Ich verstehe nicht, wie man Bataillon um Bataillon in den Kampf schicken konnte, obwohl über Wochen, über Monate hinweg nichts Entscheidendes passierte. Sie sahen, dass es nicht funktionierte und machten immer weiter damit. Das war organisierter Massenmord!»

«Das war der Stellungskrieg. Es gab keine Alternative dazu.»

«Selbstverständlich gab es eine Alternative: Frieden. Wissen Sie noch, was der amerikanische Präsident Wilson vor dem Kongress forderte? *Es muss Frieden werden ohne Sieg! Freiheit und Recht der Selbstbestimmung für alle Nationen! Freiheit der Meere! Beschränkung der Rüstung!* Wilson hat Friedensverhandlungen vorgeschlagen – wir haben sie abgelehnt.»

«Es widersprach unseren Kriegszielen. Wir wollten die Dominanz der Deutschen in Europa brechen.»

«Papst Benedikt hat uns eine Friedensnote gesandt. Wir haben sie zurückgewiesen.»

«Der Papst versteht nichts von Politik.»

«Deutschland war schon im Dezember 1916 zu Friedensverhandlungen bereit. Hätten wir das Angebot angenommen, hätten wir Millionen Menschen das Leben gerettet.»

«Das war nicht ernst gemeint. Ein Trick der deutschen Generäle, mehr nicht.»

«Woher wollen Sie das wissen? Und selbst wenn es unseren Gegnern nicht ernst war, dann hätten wir ernste Friedensangebote machen können. Niemand hat Sie zum Kampf gezwungen, Harris.

Es gibt immer einen besseren Weg.»

«Nein, wir mussten die Deutschen bestrafen. Wir mussten den Versailler Vertrag abschliessen, damit sie es nicht wieder tun.»

«Harris, schauen Sie doch mal, wo wir uns hier befinden.»

Emilys Blick wies zur Landkarte an der Wand, auf der die kriegswichtigen Ziele eingezeichnet waren, und zu den Akten auf seinem Schreibtisch, die den Krieg als einen Verwaltungsakt behandelten.

«Da sehen Sie, wie niederträchtig die Deutschen sind. Trotz der Strafen haben sie es wieder getan. Wir haben aber auch einiges erreicht in Versailles. Wir haben neue Staaten erschaffen.» Harris ging zu der Karte. «Hier, sehen Sie sich das an: Polen, Tschechoslowakei, Jugoslawien. Das ist unser Werk.»

«Ja, und dafür sollten wir uns schämen. Nach dem Weltkrieg haben wir zwanzigtausend Kilometer neue Grenzen gezogen. Die Staaten konnten von Anfang an nicht funktionieren. In Polen zum Beispiel waren ein Drittel aller Staatsbürger keine Polen.»

Harris schnaufte. «Darüber sollten Sie sich nicht den Kopf zerbrechen, Miss Brown. Das ist Männersache.»

«Was haben Sie da gesagt?»

«Ich sagte, das ist die Arbeit von Staatsmännern. Mit Ihrem beschränkten Horizont können Sie das nicht beurteilen. Sie wissen doch gar nicht, was auf der grossen politischen Bühne geschieht.»

«Immerhin weiss ich, dass man alle Menschen gerecht behandeln sollte – auf jeder Bühne der Welt.»

«Ja, aber die Freiheit, es ging uns doch um die Freiheit. Die slawischen Völker wurden von den fremden Herrschern befreit, von den Deutschen, den Österreichern und den Ungarn.»

«Stimmt, wir waren sehr effektiv. Die Ungarn haben wir von zwei Dritteln ihres Landes befreit. Und auch Millionen Deutsche haben wir von ihrer Heimat befreit.»

«Wollen Sie jetzt zynisch sein? So schlimm war das nicht.»

«Wer ist denn hier zynisch? Harris, stellen Sie sich mal vor, man würde Ihr Land enteignen, weil Sie der *falschen* Volksgruppe angehören. Wie würden Sie sich dabei fühlen? Und dann würde man fremde Menschen auf Ihrem Land ansiedeln, damit Ihre Volksgruppe zur Minderheit wird. Oder stellen Sie sich vor, Sie wären Unternehmer, aber Sie bekämen keine Aufträge mehr, weil Sie kein Pole oder kein Tscheche sind. Oder man würde Sie aus dem Staatsdienst entlassen, weil Sie die neue Amtssprache nicht beherrschen. Stellen Sie sich vor, ab morgen sind Sie nicht mehr Marschall Harris, sondern nur noch ein einfacher Bürger. Sie hätten keine Uniform und keinen Titel mehr. Oder geht das über Ihre Vorstellungskraft hinaus?»

Hermann Göring. Der Name fiel ihm plötzlich ein. Vor Kurzem hatte Harris einen Bericht des Geheimdienstes über den Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe gelesen und dabei einige Parallelen in ihren Leben entdeckt. Sie waren fast gleich alt, beide liebten die Fliegerei, hatten als Piloten am Ersten Weltkrieg teilgenommen und es jeweils zum Anführer ihres Geschwaders gebracht. Mit dem Kriegsende jedoch endeten die Gemeinsamkeiten. Harris blieb in der Armee, diente zuerst in Europa, ging dann zurück in die Kolonien, befehligte mehrere Geschwader in Britischindien und im Irak und bekam schliesslich die Zuständigkeit für ein Gebiet übertragen, das von Palästina bis Afghanistan reichte. Kurz: Harris machte Karriere.

Göring blieb diese Möglichkeit verwehrt. Weil Deutschland keine Luftwaffe mehr besitzen durfte, wurde der fähige Pilot und Offizier aus dem Dienst entlassen. Er war gezwungen, sich mit Gelegenheitsarbeiten durchzuschlagen, beriet mal die dänische Armee, verkaufte Flugzeuge, arbeitete als Pilot in Schweden, doch nirgendwo hielt er es lange aus – oder man hielt es nicht lange mit ihm aus. Eines Tages hörte er von einem jungen Österreicher, der davon sprach, das gedemütigte und geschwächte Deutschland wieder auf die Weltbühne zurückzuführen, in einer Rolle, die dem Land würdig war und nicht von

seinen Feinden bestimmt wurde. Im Weltkrieg war dieser Mann, der sich Adolf Hitler nannte, zwar nur einfacher Gefreiter gewesen – Göring hätte sich wahrscheinlich nicht mit ihm abgegeben, wenn sich beide an der Front begegnet wären –, aber er besass Talente, er konnte reden, konnte Menschen für sich und seine Ziele begeistern. Was Göring jedoch am meisten gefiel, war sein Versprechen, Deutschland solle wieder eine starke Armee bekommen – inklusive einer Luftwaffe. Viele ehemalige Soldaten hörten davon, schlossen sich ihm an, Arbeitslose kamen hinzu, Heimatvertriebene, Orientierungslose, politische Wirrköpfe, gescheiterte Existenzen aller Art – sie liessen die Bewegung anwachsen, aus einer Randgruppe wurde ein Massenphänomen.

Hitler seinerseits erkannte die Talente von Göring, er machte ihn zum Führer der Sturmabteilung, kurz SA, damals noch ein undisziplinierter Haufen, der sich bei Veranstaltungen um den Saalschutz kümmerte. Göring formte daraus eine schlagkräftige Truppe und erweiterte ihr Einsatzgebiet, die Strasse kam hinzu, auch die Veranstaltungen anderer Parteien, von denen sie nicht wenige mit brutaler Gewalt sprengten. 1923 fühlten sich Hitler und seine Getreuen stark genug, um die bayrische Regierung aus dem Amt zu putschen. Die Sache ging schief, Göring erlitt schwere Verletzungen, wurde mit Morphium behandelt, bekam aber zu viel verabreicht und war für den Rest seines Lebens abhängig von dem Betäubungsmittel. Das hielt ihn aber nicht davon ab, den Kampf fortzuführen. Hitler und er suchten neue Verbündete, fanden sie in Teilen der Industrie, marschierten und agitierten weiter und übernahmen im Januar 1933 die Macht in Deutschland.

Damit kam Görings Karriere erst richtig in Schwung. Er sammelte Ämter wie andere Leute Briefmarken, brachte es unter anderem zum Reichsjägermeister, Reichsforstmeister und zum Leiter eines nach ihm benannten Industriekonglomerats, das zum grossen Teil aus arierten, nach Kriegsbeginn auch aus im Ausland beschlagnahmten Betrieben bestand. Für jedes Amt erhielt er eine fürstliche Bezahlung, er kaufte Häuser, Land, Autos und Kunstgegenstände in grosser Zahl, von denen viele ebenfalls aus dem Besitz enteigneter Volksfeinde stammten. Damit möglichst die ganze Welt von seinem Wirken erfuhr, liess er sich für jede Heldentat einen Orden verleihen, der bei

offiziellen Anlässen seine Brust schmückte, bis er so viel Blech und Lametta trug, dass das Volk ihm den Spitznamen *Goldfasan* gab.

Und heute, im Krieg, war Göring der direkte Gegenspieler von Harris.

«Stellen Sie sich vor, Sie würden einen neuen Namen bekommen. Ab morgen heißen Sie nicht mehr Arthur Harris, sondern Arthur Schmidt. Wir würden Sie sich dabei fühlen?»

«Das ist übertrieben, weit übertrieben.»

«Ja, das ist es. Und trotzdem ist es geschehen. In Südtirol wurde die gesamte Bevölkerung umbenannt. Alle Deutschen bekamen italienische Namen, deutsche Zeitungen wurden verboten, in den Schulen durfte nicht mehr auf Deutsch unterrichtet werden. Selbst auf den Friedhöfen hat man die Namen der Verstorbenen geändert. Was würden Sie dazu sagen, wenn jemand auf den Grabsteinen Ihrer Familie die Namen ändert? Aus der Familie Harris wird die Familie Schmidt. Na, wie gefällt Ihnen das?»

Harris kamen Bilder in den Sinn. Kirschblüte im Schnee. Es war ein seltsamer Frühling, in dem sein Vater starb. Die Kirschbäume blühten bereits, als es noch einmal anfang zu schneien. Eigentlich war es mehr ein Schneeregen als ein echter Schneefall, aber die Flocken vermischten sich mit den Blütenblättern, die von der nahen Obstplantage herüberwehten, und für ein paar Minuten konnte man nichts sehen, der Friedhof war komplett verhüllt, weisse Wege, weisse Grabsteine und ein frisch aufgeworfener Erdhügel, auch er mit einer weissen Schicht bedeckt. Harris erinnerte sich nicht mehr, wer bei der Beerdigung anwesend war – die Familie, zwei oder drei Freunde, vielleicht noch ein alter Kriegskamerad –, aber er erinnerte sich an den Schnee und die Blütenblätter.

Sein Vater hätte sich darüber gefreut, dachte er damals, er mochte beides, die blühenden Bäume und den Schnee, den er als Kolonialbeamter in Indien nur selten zu Gesicht bekam. Über dreissig Jahre war er beim Indian Civil Service gewesen. Harris wusste gar nicht so genau, welche Aufgabe er dort erfüllt hatte. Hauptsächlich war er wohl damit beschäftigt, dreckige und ungebildete Eingeborene zur Arbeit anzutreiben. Vater und Sohn waren davon überzeugt, einer Rasse anzugehören, die Gott zur Herrschaft bestimmt hatte – jeder auf seinem Platz. Pflichterfüllung war oberstes Gebot, persönliche Bedürfnisse

galten wenig. Deshalb hatte er seinen Vater nie richtig kennengelernt. Als Kind sah er ihn nur einmal im Jahr, wenn die Eltern zu Besuch nach England kamen, für zwei oder drei Wochen. In dieser Zeit mussten sie viel erledigen, Behördengänge, Verwandte besuchen, Dinge einkaufen, die es in Indien nicht gab, ein wenig Urlaub machen... Für den kleinen Arthur blieben nur ein paar Stunden am Abend oder am Wochenende. Und dann waren da noch die beiden Brüder, die ebenfalls um die Aufmerksamkeit der Eltern buhlten. Einer spielte Klavier, der andere sang dazu, Arthur konnte beides nicht. Seine Eltern hielten ihn für ihr am wenigsten talentiertes Kind – und das liessen sie den Jungen spüren.

Als er schulpflichtig wurde, kam er in ein Internat, doch auch dort gelang es nicht, seine spärlichen Talente zum Erblühen zu bringen. Im Alter von sechzehn Jahren stand für ihn die Entscheidung an, was er mit seinem Leben machen sollte: sich weiter von den Lehrern quälen lassen, zum Militär gehen oder in die Kolonien. Er entschied sich – vorerst – für die Kolonien, wurde Goldwäscher und Rinderzüchter in Rhodesien, einem Land, das nach seinem Eroberer benannt war. Mit Beginn des Weltkriegs schlug er doch noch eine Armeelaufbahn ein, erst kämpfte er in Afrika gegen die Deutschen, später in Europa.

Inzwischen hatte er selbst Kinder, und er ahnte, dass er ihnen auch kein besserer Vater war. Er sah sie viel zu selten, sprach kaum mit ihnen und beantwortete die meisten ihrer Briefe nicht. Eines hätte er trotzdem nicht ertragen können: Wenn jemand seinen Kindern etwas antun würde, und sei es nur, dass man ihnen andere Namen gab. Auch wenn es nur auf dem Papier geschah und niemand die Namen wirklich benutzte, so wie in Südtirol.

Natürlich wusste er von der Unterdrückung der deutschen Bevölkerung, seine Ahnungslosigkeit war nur gespielt. Auch darüber hatten die Zeitungen und Wochenschaun berichtet. Die Italiener gaben sich Mühe, ihre Ansprüche zu untermauern, sie setzten unter anderem eine Kommission ein, die italienisierte Namen für die deutschen Orte erdachte. Angeblich gingen sie auf die ursprüngliche Bevölkerung der Region zurück, die von den Deutschen vertrieben wurde, doch jeder der sich nur ein bisschen auskannte, wusste, dass die meisten Namen frei erfunden waren, nur gelegentlich fand sich eine Rö-

mersiedlung, auf die man sich berufen konnte. Ausserdem hatte die Kommission schon 1916 mit ihrer Arbeit begonnen, im Jahr nach der Londoner Geheimkonferenz, auf der den Italienern grosszügige Gebietsgewinne für ihren Kriegseintritt versprochen wurden.

In einer Wochenschau hatte er sogar einen Steinmetz gesehen, der mit Hammer und Meissel über einen Südtiroler Friedhof zog, die deutschen Namen aus den Grabsteinen schlug und sie durch italienische ersetzte. Eine groteske Szene. Die Bevölkerung stand ungläubig daneben und fragte, auch in die Kamera hinein, wie man das zulassen konnte. Harris wusste darauf keine Antwort. Noch im Kinosaal überlegte er, ob es Vergleichbares jemals zuvor gegeben hatte. Lebende bekamen manchmal neue Namen, aber Tote?

«Was ist mit Ihnen, Miss Brown? Haben Sie noch Verwandte?», fragte er plötzlich.

«Was meinen Sie?»

«Sie sagten doch vorhin, Ihre gesamte Familie sei im Krieg umgekommen. Haben Sie wirklich niemanden mehr? Keinen entfernten Onkel, keinen Vetter zweiten Grades, sind Sie wirklich ganz allein?»

«Ja, ich bin allein. Alle meine Verwandten sind tot», behauptete Emily.

Damit log sie bewusst. Fast ihre gesamte Familie lebte noch, ihre Eltern, ihr Onkel Alfred und die meisten Geschwister. Nur ein Bruder, Danny, war tatsächlich im Krieg gestorben. Er hatte als Matrose an Bord der HMS Dorsetshire gedient, einem schweren Kreuzer, der im Indischen Ozean von japanischen Sturzkampfflugzeugen versenkt wurde. Der Verlust hatte sie schwer getroffen. Danny war immer ihr Lieblingsbruder gewesen, auch deshalb, weil sie nur ein Jahr auseinander lagen, von ihren übrigen Geschwistern trennten sie bis zu fünfzehn Jahre.

Eigentlich wollte Danny nicht zur Marine gehen, aber es gab nicht viele Möglichkeiten für einen wie ihn, der aus einer armen Familie stammte und keine gute Schulbildung genossen hatte. Er konnte wählen zwischen der Fabrik und der Armee und entschied sich, der Freiheit willen, für die Kriegsmarine. So kam er wenigstens einmal im Leben heraus aus der Enge der Arbeitersiedlung, konnte die Welt sehen.

Und er sah so einiges, die Dorsetshire war in Südafrika und Hongkong stationiert und unternahm fast jedes Jahr Reisen zu den Kolonien, überall demonstrierte sie die Stärke der britischen Weltmacht. Danny wurde sogar einmal als Held gefeiert. Im Krieg half die Dorsetshire, das deutsche Schlachtschiff Bismarck zu versenken, das seinerseits zuvor das britische Schlachtschiff Hood versenkt hatte. Wie jedes Besatzungsmitglied bekam Danny eine Ehrenurkunde überreicht, der Kapitän hielt eine flammende Rede, in der er sich zu der Behauptung verstieg, sie hätten den Tod ihrer Kameraden von der Hood gerächt. Dass die Hood zuvor auf Befehl Churchills die vor Anker liegende französische Flotte angegriffen hatte, während Verhandlungen über ihren Status noch nicht abgeschlossen waren, wodurch im Endeffekt die Vichy-Regierung gestärkt wurde, verschwieg er geflissentlich. So gesehen hatte die Besatzung der Bismarck den Tod der französischen Seeleute gerächt. Und die Japaner hatten letztlich den Tod der deutschen Seeleute gerächt. Im Moment waren sie die Sieger in dem grausamen Spiel – so lange, bis sich jemand an ihnen rächte.

«Ich bin ganz allein», wiederholte sie.

Damit wollte Emily ihre Legende aufrechterhalten, die Legende einer Person, die nichts zu verlieren hatte und deshalb zu allem entschlossen war. Aber wie jede Legende enthielt auch diese ein Körnchen Wahrheit. Emily fühlte sich tatsächlich oft allein. Obwohl sie in einer Millionenstadt lebte, kam sie sich vor wie eine Ausserirdische, ein Wesen, das unendlich weit von seiner Heimat entfernt war. Seit ihren Jugendtagen hatte sie sich intensiv mit asiatischer Religion und Philosophie befasst. Es begann mit dem Buch, das ihr Onkel Alfred geschenkt hatte; danach las sie viele weitere Bücher, die sie meist in Bibliotheken auslieh und manchmal, wenn das Geld reichte, auch kaufte.

Die Texte halfen ihr weiter, Emily entwickelte ein tiefes Verständnis für die Welt und die Menschen, die in ihr lebten. Gleichzeitig entfernte sie sich aber auch von ihnen. Emily las viel von Liebe, dachte an Liebe und fühlte Liebe – am liebsten hätte sie die ganze Welt mit Liebe überschüttet. Sie trug ein riesiges Herz mit sich umher, das viel grösser als ihre Person war und in der Umgebung, in der sie lebte, enorm auffiel, denn dort gab es kaum Liebe. Während ihres gesamten

Lebens hatte sie nicht ein einziges Mal beobachtet, wie ihr Vater ihre Mutter in den Arm nahm, sie küsste und ihr zärtlich ins Ohr flüsterte: *Ich liebe dich*. So etwas kam nicht vor. Auch andere Väter küssten ihre Frauen nicht, nicht im Nachbarhaus, nicht auf der Strasse, im Park, vor der Schule, nirgendwo.

Sie ging weiter, an andere Orte, und auch dort vermisste sie die Liebe. Der Pfarrer sprach im Gottesdienst zwar von Liebe, oft sogar und sehr ausführlich, aber als die kleine Emily einmal mit den Nachbarkindern die Akustik im Kirchenschiff ausprobieren wollte, als sie schrien und piffen, kam er aus dem Pfarrhaus herbeigelaufen und versetzte ihnen allen Ohrfeigen, weil sie angeblich seinen Herrn beleidigt hatten. In der Schule war es nicht viel anders. Jede kleine Ungehörigkeit, jedes Versagen der Kinder wurde nicht mit Liebe und Verständnis beantwortet, sondern mit dem Rohrstock, der sich scharf in die Hände frass, und mit drakonischen Worten, die sich ebenso scharf in die Seele frassen.

Auch in ihrem Staat fand sie nicht das, was sie suchte. Politiker sprachen in ihren Reden zwar manchmal von Liebe, aber sie meinten immer nur geteilte Liebe, zu den Menschen ihres Wahlkreises, zu den Anhängern ihrer Partei, zu den Bürgern ihres Volkes. Die Menschen anderer Wahlkreise liebten sie weniger, die Anhänger anderer Parteien noch weniger und die Bürger anderer Staaten erst recht nicht. Emily wollte es lange nicht glauben, aber die Politiker, die Staatsmänner und Diplomaten schlossen die meisten Menschen auf diesem Planeten von ihrer Liebe aus. Im günstigsten Fall führte es dazu, dass sie die Fremden nicht beachtetten und diese friedlich leben konnten, in ihren eigenen Ländern, irgendwo hinter dem Meer. Im schlimmsten Fall jedoch erklärten sie die Fremden zu Feinden, verbündeten sich gegen sie, hetzten gegen sie, nahmen ihnen Land weg und rüsteten zum Krieg gegen sie – so wie sie 1929 mit dem Bau eines weiteren Kriegsschiffes begannen, das sie Dorsetshire nannten, ihren Feinden aber verboten, es ihnen gleichzutun.

Emily wusste schon längst: Liebe ist nicht teilbar. Entweder man liebt jeden – oder niemanden.

Nur in Romanen und Filmen fand sie Liebe. Auf der Leinwand küssten sich Menschen, heiss und innig, sie tauschten Liebesschwüre aus, manchmal über Minuten hinweg. Auf dem Papier wurde über Seiten hinweg berichtet, was Menschen alles aus Liebe taten, welche

Gefühle sie dabei empfanden. Aber diese Liebe war nicht echt, sie war geheuchelt, gespielt, nicht ernst gemeint. Genauso wie die Liebe in der Politik, in der Kirche, in der Schule und in den Familien. Und obwohl es allen Menschen an Liebe mangelte, wollten sie Emilys Liebe, ihre Umarmungen, ihre Küsse und ihre sanften Worte nicht haben. Sie nannten sie zu weich, gefühlsduselig oder gar hysterisch. Emily zog sich zurück, ihr Herz wurde kleiner und kleiner, bis es schliesslich die Grösse erreicht hatte, die als normal galt.

«Aber Sie sind doch eine gesunde junge Frau», sagte Harris. «Sicher laufen Ihnen die Männer hinterher. Sie könnten längst eine eigene Familie haben.»

«Ja, das könnte ich. Aber ich habe darauf verzichtet. Aus persönlichen Gründen.»

Emily hatte Angebote gehabt, viele sogar. Seit sie ein Kind war, interessierten sich die Jungs für sie. Am Anfang war es eine Spielerei, sie sagten ihr nette Dinge, machten ihr kleine Geschenke. Später wurde es ernster, die Geschenke wurden grösser und auch die Erwartungen an sie – aber niemand sagte mehr nette Dinge. Die Jungs in ihrer Strasse – das erfuhr sie von ihrem Bruder Danny –, sprachen von ihr wie von einem Stück Fleisch, bewerteten ihre Brüste und Beine und schlossen Wetten ab, wer sie als erster rumkriegern würde. Emily verweigerte sich ihnen. Eine Zeitlang verfolgte sie noch ihren Plan, eine Sikh zu werden. Doch auch davon liess sie irgendwann ab, weil sie sich nicht vorstellen konnte, einen Mann zu küssen, dessen Gesicht vor lauter Haaren kaum zu erkennen war.

Dann kam Jeffrey. Schon am Tag nach der Weihnachtsfeier meldete er sich bei ihr. Er wollte sie wiedersehen, war aber etwas ungeschickt in seiner Wortwahl. Emily wies ihn ab, in ihrem kleinen Herzen gab es keinen Platz für ihn. Doch er liess nicht locker, meldete sich wieder und wieder, und als sie ihn endlich erhörte, war es bereits Frühling. Sie fuhren aufs Land hinaus, als Überraschung hatte er einen Ausflug mit dem Ruderboot geplant. Leider hielt das Wetter nicht, was die Vorhersage versprochen hatte. Emily sah zuerst die Steine am Ufer fleckig werden, Windböen trieben Wasserjungfern vor sich her, und der See warf Blasen, nach denen Schleie schnappten. Es störte sie nicht.

Emily mochte den Regen, als Kind hatte sie ihn geliebt. Wenn er über die Arbeitersiedlung kam, wusch er Kohlenstaub und Asche von Dächern und Strassen, die Ziegel leuchteten wieder in kräftigem Rot, der Asphalt glänzte tiefschwarz, als ob man darin versinken könnte, der geschundene Rasen hinter ihrem Wohnblock saugte den Regen auf, mühte sich, mit dessen Leben spendender Kraft seine offenen Wunden zu schliessen, und auch die Geranien auf den Fensterbrettern streckten sich ihm entgegen. Im Sommer zog Emily ihre Schuhe aus und hüpfte durch die Pfützen oder lief über die lehmigen Wege unten an der Mühle. Sie konnte nicht verstehen, dass die Erwachsenen sich um das Vergnügen brachten, all das an ihrer Haut zu spüren, einzelne Tropfen, kleine Rinnsale, schmatzende Rasenflächen, Schlambäder und Wasserlachen. Mit allen Mitteln versuchten sie sich vor dem Regen zu schützen, flüchteten unter Dächer, zogen Regenmäntel und Gummistiefel an und spannten Schirme auf, weil sie fürchteten, sonst krank zu werden – und wurden trotzdem krank. Emily war immer draussen, wenn es regnete – und blieb gesund.

Deshalb war es auch nicht nötig, dass Jeffrey sich bei ihr entschuldigte, er tat fast so, als sei der Wetterumschwung sein persönliches Versagen. Emily lachte darüber. Sie bat ihn, das Boot unter eine Weide am Ufer zu rudern, wo sich ein dichter Vorhang aus Ästen um sie herum schloss und sie zum ersten Mal wirklich allein waren. Jeffrey beugte sich zu ihr hinüber, küsste sie und sagte Liebesschwüre auf, die Emily nicht geheuchelt vorkamen wie die in den Romanen und Filmen, die echt zu sein schienen – und allmählich wurde ihr Herz wieder grösser.

Es wurde noch grösser, als er davon sprach, mit ihr eine Familie gründen zu wollen. Emily hatte auch schon daran gedacht, viele Male sogar. Sie wollte alles besser machen als die Generationen vor ihr, wollte ihren Kindern eine gute Mutter, die beste Mutter sein, wollte sie jeden Tag umarmen und ihnen sagen, wie lieb sie sie hat, wollte sie beschützen vor lieblosen Pfarrern und Lehrern. Wenn es nicht anders ginge, hätte sie sie von der Schule genommen und zu Hause unterrichtet, vielleicht hätte sie mit ihnen auch das Land verlassen, wäre auf eine Insel gezogen, irgendwohin, weit weg von Arbeitersiedlungen, Fabriken, Kirchen, Parlamenten und Schlachtschiffen.

Dazu fehlte ihr aber noch der richtige Mann, der Vater ihrer ungeborenen Kinder. Jeffrey schien ein guter Kandidat zu sein. Er war ehrlich, treu, hilfsbereit und strebsam. Trotz seines jugendlichen Alters hatte er es bereits zum First-Lieutenant gebracht. Danach kam in der Hierarchie der Air Force der Captain und dann schon der Major. Sie kannte Major Fulton, den Chef der Bildauswertung. Er wurde jeden Tag mit dem Auto zum Stützpunkt gefahren und wohnte in einem grossen Haus mit Garten. Jeffrey hätte diesen Rang in ungefähr zehn Jahren erreichen können, dann sässe Emily vielleicht auf der Terrasse ihres eigenen Hauses und sähe ihren Kindern beim Spielen zu. Vielleicht würde er aber auch in ein paar Jahren aus der Armee entlassen werden, wenn der Krieg vorbei wäre und man die vielen Soldaten und Offiziere nicht mehr brauchte. Aber dann hätte er sicher gute Chancen in der Wirtschaft oder in der Verwaltung gehabt, Männer mit seinen Fähigkeiten wurden immer gesucht. Jeffrey konnte ja bereits einiges vorweisen, Ausbildung zum Offizier, eine schnelle Karriere bei der Air Force, seine Arbeit im Planungsstab des Bomberkommandos...

Aber genau das sprach gegen ihn. Auf ihrem Bootsausflug machten Emily und Jeffrey da weiter, wo sie auf der Weihnachtsfeier durch den Alarm unterbrochen wurden. Sie unterhielten sich über ihre Arbeit, und nun, da niemand zuhörte, verriet Jeffrey mehr, als er eigentlich durfte. Er erklärte, wie sie – auch auf Basis von Emilys Bewertungen – Ziele aussuchten, die die Bomber angreifen und vernichten sollten. Mit grossem Stolz sprach Jeffrey von den Leistungen der Air Force, von ihrer ausgeklügelten Taktik, mit der sie ganze Städte auslöschten. Die erste Welle der Bomber warf Sprengbomben ab, die Häuser beschädigten, aber nicht vollständig zerstörten. Es reichte schon, wenn in einem Viertel bei einem gewissen Prozentsatz die Dächer abgedeckt waren. Dann kam die zweite Welle – und mit ihnen die Stabbrandbomben. Sie wurden nicht mehr zu Hunderten abgeworfen, wie zu Beginn des Krieges, sondern zu Tausenden, zu Hunderttausenden, es sah aus, als ob brennender Regen vom Himmel fiel. Ein grosser Teil davon richtete keinen Schaden an, er landete auf Rasenflächen, Strassen, Dachrinnen oder im Wasser von Flüssen und Seen. Ein anderer Teil jedoch traf die abgedeckten Häuser, fiel auf Bet-

ten, Sofas und Bücherregale oder auf Gerümpel, das auf Dachböden stand. Und dort wirkte sich das Magnesium verheerend aus, es setzte Schlaf- und Wohnzimmer in Brand, Büros, Geschäfte, Lagerräume, alles, was eine bürgerliche Stadt ausmachte.

Ein paar solcher Ereignisse wären beherrschbar gewesen, man rechnete sogar mit ihnen. Bereits im Jahr 1928 hatte Sir Hugh Trenchard die nach ihm benannte Doktrin entwickelt, gewissermassen die Blaupause des modernen Luftkriegs. So blieb genügend Zeit, um Feuerwehren mit zusätzlichen Fahrzeugen und Pumpen auszustatten, Hilfsmannschaften anzulernen und Becken mit Löschwasser zu errichten. Die Briten hatten ihren Plan jedoch weiterentwickelt, inzwischen legten sie es darauf an, die Stadt an möglichst vielen Stellen gleichzeitig anzuzünden, die einzelnen Brandherde sollten einander begegnen und sich zu einem Feuersturm auswachsen. Dazu mischten sie grosse Sprengbomben, so genannte Wohnblockknacker, in einer genau berechneten Anzahl unter die Brandbomben. Sie durchschlugen ganze Häuser, Etage für Etage bis zum Keller hinab, rissen Strassen und Plätze auf, drangen tief in den Erdboden ein, wo sich Netze von Kanälen und Leitungen befanden – dort explodierten sie und unterbrachen die Wasserversorgung. Und als ob das nicht der Hinterhältigkeit genug gewesen wäre, warfen sie auch noch Zeitbomben ab, die erst Stunden später zündeten und Feuerwehrleute, Sanitäter und jeden einfachen Bürger töten sollten, der sich um die Brände und deren Opfer kümmerte.

Jeffrey redete sich in Rage. Er erzählte von dem Plan der Royal Air Force, der im Februar 1942 gefasst wurde, von Churchill, Harris und den anderen Spitzen aus Politik und Militär und die Tötung von neunhunderttausend Menschen vorsah, ausserdem wollten sie mehr als eine Million Menschen verletzen und sechs Millionen Wohnhäuser zerstören. Damals glaubte Jeffrey nicht, dass es gelingen würde. Die Verlustrate der eigenen Bomber lag zu Beginn der Kampagne bei 3,3 Prozent, was für Aussenstehende eine geringe Zahl zu sein schien. Für die Besatzungen jedoch klang es wie Donnerhall, eine Verurteilung zum Tode, denn sie wussten von den dreissig Einsätzen, die sie zu absolvieren hatten, wodurch sich rechnerisch eine Überlebenschance von null Prozent ergab.

Inzwischen aber wurden neue Technologien eingeführt, verbesserte Radargeräte und Begleitjäger mit grosser Reichweite, die Verlustrate war auf ein Prozent gesunken, damit sollte der Plan aufgehen. Vielleicht könnte man die Ziele sogar übertreffen, mehr als eine Million Tote, zwei Millionen Verletzte und zehn Millionen zerstörte Häuser. Es hing davon ab, wie lange der Krieg noch dauern sollte.

Emily war entsetzt von dem, was sie hörte. Jeffrey sprach von Menschenleben, als seien es Gegenstände, die vollkommen seiner Gewalt ausgeliefert waren, von denen er einige, die ihm kostbar erschienen, sorgsam aufbewahrte, andere, weniger kostbare benutzte und in Gefahr brachte und wieder andere bedenkenlos vernichtete. Für einzelne Schicksale interessierte er sich nicht, die Menschen waren Nummern, Material, Verfügungsmasse, die in seinen Statistiken leicht von A nach B geschoben werden konnte. Ob jemand lebte oder starb, war nicht von Bedeutung, wenn nur das Ergebnis stimmte: Anzahl der vernichteten Häuser, Anzahl der Toten pro abgeworfener Tonne Bomben, eigene Verlustrate, oder was sich die Air Force an schrecklichen Kategorien sonst noch ausdachte.

Als sie ihn darauf ansprach, antwortete er mit den üblichen Floskeln: *Den Krieg gewinnen, Europa vom Faschismus befreien, wir haben nicht damit angefangen, die anderen sind schuld...* Gegenargumente liess er nicht gelten. Von der Hungerblockade wollte er nichts wissen, auch nicht von der Ruhrbesetzung, den Pariser Vorortverträgen, der Unterdrückung der Minderheiten, der Rüstung der Alliierten, all das prallte ab vom Panzer seiner Ignoranz. Als Emily ihren Bruder Danny erwähnte, der mit der Dorsetshire untergegangen war, sagte er, sie solle stolz darauf sein, einen solchen Helden in der Familie zu haben. Ihren Einwand, den *Vertragspartnern* wurde damals der Bau einer gleichstarken Flotte verboten, konterte er damit, die Entwicklung habe im Nachhinein gezeigt, dass dieses Verbot richtig war, den Deutschen könne man schliesslich nicht trauen.

Emily verstummte. Sie hatte das Gefühl, dass nicht Jeffrey zu ihr sprach, sondern jemand anderer, ein General, ein Feldmarschall, vielleicht ein Kriegsminister. Es waren nicht Jeffrey's Gedanken, die aus seinem Mund kamen, nicht die Gedanken eines jungen Mannes, der

behütet in einer Familie der Mittelschicht aufgewachsen war, dem eine gute Schulbildung zuteil wurde und der noch nie in seinem Leben eine echte Krise durchgemacht hatte. So ein Mensch konnte doch nicht so dunkle und böse Gedanken entwickeln. Ein anderer musste sie ihm eingeflüstert haben, jemand, der von einer Kanzel predigte, der an einem Pult stand und in Mikrofone sprach, jemand, der sich über andere erhob, in irgendwelchen Sphären schwebte, die nur er selbst und seine Bundesgenossen verstanden und der von dort oben sein Gift verspritzte. Dieses Gift durchdrang alle Bereiche der Gesellschaft, es quoll aus Büchern und Zeitungen, es waberte durch den Äther und von Leinwänden herab, es war an jedem Ort, zu jeder Zeit, mit seiner Allgegenwart zerfrass es die Gefühle und Gedanken der Menschen.

Aber vielleicht bestände die Möglichkeit, Jeffrey zu ändern, vielleicht könnte sie ihn entgiften. Es würde gewiss nicht leicht werden, sie müsste es über Jahre hinweg immer wieder versuchen, vielleicht indem sie ihm ein paar ihrer Bücher zu lesen gäbe oder ihn mit weisen Männern und Frauen zusammenbrächte. Und wenn das nicht funktionieren sollte, könnte sie wenigstens ihre Kinder im Geiste von Frieden und Liebe erziehen, echtem Frieden, der sich gegen niemanden richtete, und ungeteilte Liebe, die alle Menschen einschloss – das wollte sie tun.

Doch dann entdeckte sie Alfie auf den Bildern. Den kleinen Jungen, der sie ansah, sie ganz persönlich, der sie anflehte, ihm zu helfen. Und Emily fühlte plötzlich, er könnte es sein, er könnte ihr Sohn sein.

Es war ein Schock für sie.

So durfte es nicht weitergehen. Emily konnte ihre Augen nicht länger abwenden, konnte die Gedanken nicht länger aus ihrem Hirn verbannen. Sie musste etwas für Alfie tun – jetzt, nicht später! – und für all die anderen Alfies, die noch in Gefahr waren, die in irgendwelchen Lagern saßen, oder die man demnächst in Lager bringen würde, die bereits auf Todeslisten standen, die beobachtet und verraten wurden, von deren Schicksal man wusste, diesseits und jenseits der Grenze – es geschah jetzt und hier!

Deshalb wandte sie sich an Captain Summer und Major Fulton und verlangte, etwas zu unternehmen. Die beiden Offiziere schenk-

ten ihr wenig Aufmerksamkeit, behaupteten, der Planungsstab würde sich um *die Sache* kümmern. Doch das war gelogen. Auf den nächsten Fotos, die sie aus der Region erhielt, waren keine Änderungen feststellbar, wieder fuhren Züge nach Auschwitz, aus denen Menschen stiegen, wieder waren Kinder darunter, und sie wurden wieder von ihren Eltern getrennt und fortgebracht. Nur einmal fielen ein paar Bomben auf die Buna-Fabrik, acht Kilometer entfernt. Das Lager selbst blieb unberührt, die Schienen blieben unberührt.

Emily fragte Jeffrey. Obwohl die Planung der Bombenangriffe höchster Geheimhaltung unterlag, antwortete er ihr. Er sagte, es sei nichts geplant. Gefangenenlager – andere Begriffe vermied er bewusst – sollten geschont werden, nur einige Fabriken in der Region Kattowitz standen auf der Liste der Bombenziele, und auch das nur mit geringer Dringlichkeit. Sogar die Verkehrswege waren von den Angriffen ausgenommen.

Genau das hatte Emily befürchtet. Die Alliierten wollten nicht helfen, jedenfalls nicht so, wie man hätte helfen müssen, mit sofortiger Wirkung. Sie wollten anders helfen – wenn überhaupt –, mit einer Wirkung, die sich erst nach Monaten oder Jahren entfaltete. Doch dann wäre es für Alfie zu spät gewesen.

Also musste sie die Dinge selbst in die Hand nehmen. Am liebsten hätte sie alle Menschen aus den Lagern befreit. Und wenn das nicht gelänge, dann wollte sie wenigstens ihr Leben verlängern – so lange, bis die Nazis den Krieg verloren hätten. Schon ein symbolischer Angriff würde eine Wirkung erzielen. Die Verbrecher sollten wissen, dass man sie bei ihren Taten beobachtete. Es geschah nicht weit weg, am Ende der Welt, sondern vor den Augen der Welt. Alle wussten davon, sie dokumentierten das Geschehen, zählten die Züge, fotografierten das Lager – und nach dem Krieg müssten sich die Verbrecher für ihre Taten verantworten. Diejenigen, die sie begangen hatten, und diejenigen, die dabei zusahen, ohne es zu verhindern.

Und dann traf sie ihre Entscheidung: für Alfie – und gegen ihre eigenen Kinder, ihre ungeborenen Kinder.

Emily entwickelte einen Plan. Sie wusste, dass er nur für die anderen funktionieren konnte. Sie würde Menschen das Leben retten, indem die Gleise und die Mordeinrichtungen vernichtet wurden, in-

dem die Gefangenen flohen und sich in den Wäldern versteckten. Andere kämen gar nicht erst ins Lager, weil die Infrastruktur für den Transport nicht mehr existierte, wieder andere entgingen der Verhaftung, weil sich das Wissen um die furchtbaren Verbrechen ausbreitete und die Täter Strafen fürchten müssten.

Aber für Emily selbst würde der Plan nicht aufgehen. Sie würde man verhaften und ins Gefängnis stecken, für viele Jahre. Allerdings wäre das eine Frage der Bewertung. Einen vergleichbaren Fall gab es nie zuvor. Emilys Tat konnte man als Freiheitsberaubung bezeichnen, als räuberische Erpressung oder Hochverrat – oder alles zusammen. Auf Hochverrat stand die Todesstrafe. In ihrem Land wurden Frauen gehängt. Nicht mehr öffentlich, auf den Marktplätzen und Richtstätten, wie in der Vergangenheit, heute tat man es heimlich und versteckt, hinter den Mauern der Gefängnisse. Die Vertreter des Rechtsstaats hatten eine Methode dafür entwickelt, genannt den *langen Fall*. Anhand von Körpergrösse und Gewicht liess sich die optimale Länge des Stricks berechnen, so dass dem Opfer das Genick gebrochen, aber nicht der Kopf vom Rumpf abgetrennt wurde.

Schnell, präzise, sauber.

Falls das geschehen sollte, wollte Emily allein sein. Sie hatte allein gelebt, allein gestritten und wollte allein sterben. Ihren Tod hätte sie nicht bedauert, wenigstens wäre sie für eine gute Sache gestorben. Ihren Kindern aber sollte die Schande erspart bleiben, Nachkommen einer Gehängten zu sein.

«Sie haben darauf verzichtet, weil eine Spionin, die Kinder hat, erpressbar ist», sagte Harris.

«Hören Sie auf mit dem Quatsch. Ich bin keine Spionin.»

«Aber ich habe Kinder. Und für sie kämpfe ich!»

«Alle haben Kinder. Die anderen auch. Die Deutschen haben Kinder, auch die Italiener und die Japaner. Und diese Kinder töten wir mit unseren Bomben.»

«Das hätten sie sich überlegen sollen, bevor sie den Krieg angefangen haben.»

«Harris, Sie drehen sich im Kreis. Unsere Ausgangsfrage lautete: *Was würden Sie tun, wenn jemand auf den Grabsteinen Ihrer Familie die Namen ändert? Aus der Familie Harris wird die Familie Schmidt. Haben Sie inzwischen darüber nachgedacht?*»

«Nein, denn es waren bloss Einzelfälle. Das darf man nicht überbewerten.»

«Ja, es waren Einzelfälle. Aber Unrecht geschah nicht nur in Südtirol, sondern auch im Elsass, in Eupen-Malmedy, im Sudetenland, in Schlesien, Westpommern, im Memelland, in Böhmen und Mähren, in Istrien, Galizien und Dalmatien, in der Bukowina, der Karpaten-Ukraine, der Vojvodina und wo sonst noch überall. In der Summe betraf es Millionen Menschen. Ist doch klar, dass so etwas Konsequenzen hat.»

«Moment, Sie vergessen eines: Es gibt eine Institution, die über den Minderheitenschutz wachen sollte, nämlich den Völkerbund. Er hat versagt, er ist schuld.»

«Ist das ein Wunder? Wie hiess der erste Generalsekretär des Völkerbundes, der bis '33 im Amt war?»

«Sir James Drummond. Ein ausgezeichnete Mann.»

«Wie hiess sein Nachfolger, der bis 1940 im Amt war?»

«Joseph Avenol. Auch ein guter Mann.»

«Ist Ihnen gar nichts aufgefallen? Der erste war Brite, der zweite Franzose. Nach dem Weltkrieg wurden alle wichtigen Positionen im Völkerbund mit Männern aus den Siegnationen besetzt. Halten Sie das für gerecht?»

Harris antwortete mit einer Gegenfrage: «Und deshalb ist Ihrer Meinung nach der Faschismus in Deutschland entstanden?»

Emily stöhnte. Sie fragte sich, ob er sie absichtlich provozieren wollte – oder ob er wirklich so dumm war. «Der Faschismus ist nicht in Deutschland entstanden, sondern in Italien. Das sagt doch schon das Wort *Fascismo*. Es ist aus dem Italienischen in fast alle Sprachen der Welt eingewandert.»

«Ha!» Er schlug sich mit der Faust in die flache Hand. «Jetzt haben Sie einen entscheidenden Fehler in Ihrer Argumentation gemacht. Italien stand im Weltkrieg auf der Seite der Gewinner. Die Italiener haben sich also von sich aus für das Böse entschieden, ohne äusseren Grund. Sie sind selbst schuld an ihrer Lage.»

«Das ist wieder einmal nur die halbe Wahrheit.»

«Und wie lautet die andere Hälfte?»

«Mussolini stand auf der Gehaltsliste des britischen Geheimdienstes. Und die Franzosen haben seine Zeitung finanziert, *Il Popolo d'Italia*, dieses rechte Hetzblatt.»

«Damals war nicht absehbar, wie sich Mussolini entwickeln würde.»

«Nicht absehbar? Wir hätten nur mal seine Zeitung lesen müssen. Mussolini war extrem antidemokratisch und nationalistisch eingestellt, er sah sich selbst als den grossen Führer Italiens. Wissen unsere Geheimdienste denn gar nichts?»

«Unsere Geheimdienste wissen alles. Wir haben die besten der Welt.»

«Sie wissen alles? Dann sagen Sie mir: Was wissen wir darüber?» Emily zeigte auf das Luftbild, das sie mitgebracht hatte, sie zeigte auf die Zäune und Baracken.

Harris wiederholte: «Wir wissen alles – wir wussten es von Anfang an.»

«Das kann nicht sein. Ich habe das Lager doch erst vor zwei Monaten entdeckt. Ich habe Auschwitz auf den Karten markiert, als kriegswichtiges Ziel.»

Er lachte. «S/e haben es entdeckt? *Sie* haben Auschwitz markiert? Sie überschätzen sich masslos, Miss Brown. Konzentrationslager gibt es nicht erst seit zwei Monaten, es gibt sie seit '33, seit die Nazis in Deutschland an die Macht gekommen sind. Seitdem wissen wir davon. Unsere Geheimdienste beobachten das Land sehr genau.»

«Moment, auch ich habe die Entwicklung verfolgt. Am Anfang waren es *Schutzlager*, in denen politische Gegner der Nazis gequält wurden. Erst später machten sie daraus Mordmaschinen. Die Krematorien habe ich entdeckt! Ich habe Captain Summer und Major Fulton davon unterrichtet.»

«Das kann sein. Aber geheimdienstliche Arbeit besteht nicht nur aus dem Auswerten von Luftbildern. Wir hören auch den Funkverkehr ab, den der Wehrmacht, der SS und der deutschen Polizei. Wir haben alle Funkschlüssel geknackt, wir können fast den gesamten Funkverkehr mitlesen.»

«Die Funkschlüssel werden laufend geändert. Das machen wir doch genauso.»

«Das stimmt. Aber für uns arbeiten die besten Kryptologen der Welt, die knacken jeden Schlüssel. Und dann betreiben wir noch die normale Ermittlungsarbeit. Wir verhören Flüchtlinge aus den Lagern, Überläufer und Kriegsgefangene. Wir hören sehr genau zu – obwohl

nicht alle davon wissen.» Er lächelte. «Besonders ergiebig ist Trent Park. Da sind deutsche Offiziere eingesperrt.»

«Trent Park? Ist das nicht in Enfield?»

Diesen Stadtbezirk im Norden von London kannte Emily recht gut. Mit Jeffrey hatte sie einen Ausflug dorthin unternommen. Nach der Bootstour war es ihre zweite Verabredung. Allerdings verlief sie anders, als Emily erwartet hatte, weit weniger romantisch. Jeffrey wollte ihr etwas Originelles bieten und führte sie zu einer Fabrik, in der ein berühmtes Produkt hergestellt wurde. Emily tippte auf einen Plattenspieler, einen Fotoapparat oder vielleicht ein Motorrad? Alles falsch. Das Werk nannte sich Royal Small Arms Factory und fertigte das Lee-Enfield-Gewehr, erklärte Jeffrey mit sichtlichem Stolz.

Seit Ende des 19. Jahrhunderts kam die Repetierbüchse an allen Fronten des britischen Weltreiches zum Einsatz und hatte sich in regenreichen Dschungelkriegen ebenso bewährt wie im trockenen Klima der Wüste oder in den schlammigen Grabenkämpfen des Weltkriegs. Jeffrey wollte unbedingt sehen, wie das Gewehr produziert, getestet und weiterentwickelt wurde. Emily lehnte das strikt ab. Sie konnten sich nicht einigen und trennten sich vorübergehend. Während er die Fabrik besichtigte, machte sie einen Spaziergang durch das Viertel, trank Tee in einem Gartenlokal und ass mehrere Stücke Kuchen – die Rechnung liess sie später von Jeffrey begleichen.

«Richtig. Ein Schloss, eingebettet in einen riesigen Park, ausgezeichnetes Jagdrevier. Auch wir veranstalten dort Jagden – auf Informationen.» Er lachte. «Das gesamte Gebäude ist verwandt. Die deutschen Offiziere glauben, sie wären unter sich, aber wir hören jedes ihrer Gespräche ab. Da sind Generäle der Panzertruppe versammelt, der Fallschirmtruppe, der Kavallerie und so weiter. Sogar einen SS-Brigadeführer haben wir geschnappt. Glauben Sie mir, wenn die beisamensitzen erzählen sie sich Dinge, die man nicht mal im härtesten Verhör von ihnen erfahren würde.»

«Zum Beispiel?»

«Zum Beispiel die Massenmorde. Obwohl sie es meist nicht direkt aussprechen, die Deutschen benutzen Codewörter. Sie nennen es *erledigen*, *Sonderbehandlung* oder *nach Kriegsrecht erschossen*. Auch im

Funkverkehr benutzen sie diese Wörter. Jeder weiss, um was es geht. Aber nicht jeder kann es aushalten. Ich erinnere mich an einen Fall, der Mann hiess Bach-Zalukowski oder Zelewski oder so ähnlich. Ein hohes Tier bei der SS, hat die Massenerschiessungen in Lettland organisiert. Er bekam einen Nervenzusammenbruch. Und nicht nur das, er musste zurück nach Berlin und sich einer Darmoperation unterziehen.»

«SS-Leute haben Gefühle? Das widerspricht dem Bild, das wir von ihnen zeichnen.»

«Ist doch nur Propaganda. Jeder Mensch hat Nerven. Das ist auch der Grund, weshalb sie die Lager eingerichtet haben. Im Osten gab es eine Serie von Meutereien. SS-Männer und Polizisten weigerten sich, an den Hinrichtungen teilzunehmen. Einige begingen sogar Selbstmord, mindestens vier Fälle sind uns bekannt. Aber sie haben einen Ausweg gefunden. Die Arbeit wird geteilt. Einige Männer führen die Juden in die Gaskammer, andere werfen von oben das Gas rein. Sämtliche Türen und Klappen werden verschlossen, damit man nichts hört und sieht. Töten ist ganz einfach, wenn man nur einen Hebel betätigt oder auf einen Knopf drückt.»

«Trotzdem sind sie alle Glieder einer Kette.»

«Richtig, einer Befehlskette. Niemand braucht sich verantwortlich zu fühlen, niemand muss seinen Kopf anstrengen. Die Befehle kommen von ganz oben und werden nach unten durchgereicht. Kennen Sie ein besseres System?»

Harris hatte Recht, es war leicht, Menschen zu töten, wenn man sich nicht verantwortlich fühlte. Und wenn man von ihrem Sterben nichts mitbekam, wenn man ihre Schreie nicht hörte, die Zuckungen ihrer Körper nicht sah und den Gestank des Todes nicht riechen musste. Längst schon hatte Emily darüber nachgedacht, hatte sich Gedanken über die Rolle gemacht, die sie in der riesigen Vernichtungsmaschine spielte. Jeden Tag arbeitete sie mit den Luftbildern, markierte Ziele, urteilte über den Grad der Vernichtung und darüber, ob weitere Angriffe erfolgen sollten. Auch sie hatte Unschuldige ins Verderben geschickt, hatte Hebel und Knöpfe betätigt, Klappen geöffnet und Gas hineingeworfen.

Manchmal sass sie mit anderen Auswertern zusammen und sprach mit ihnen über die dunklen Seiten ihrer Arbeit, über das, was die offiziellen Meldungen verschwiegen, was hinter der Grenze des

Vorstellbaren geschah. Viele Gerüchte kursierten darüber, unglaubliche, verrückte Geschichten, erfunden von Wichtigtuern und Psychopathen, die niemals dort gewesen waren. Aber es gab auch Berichte von vertrauenswürdigen Personen, die diese Grenze tatsächlich überschritten hatten – und deren Geschichten klangen sogar noch schlimmer. Piloten erzählten, dass es über den brennenden Städten taghell war, selbst in finsterner Nacht erkannte man sie schon aus einer Entfernung von zweihundert Kilometern, weshalb die letzten Maschinen eines Verbandes keine Navigatoren brauchten. Brandwolken reichten bis in sechstausend Meter hinauf, selbst in dieser Höhe rochen die Besatzungen das Feuer. Einige Männer bildeten sich ein, das lodernde Holz der Fachwerkstädte wahrnehmen zu können, den Gestank von verschmortem Gummi, brodelndem Asphalt und schmelzendem Metall, und irgendwo in diesem Potpourri waren auch die Schwaden von verkohlenden Menschenleibern enthalten. Es half nicht, sich die Atemmaske fester ans Gesicht zu pressen, der Rauch drang durch alle Ritzen. Wenn sie auch nichts hörten und sahen vom Massensterben, diesem Sinneseindruck konnten sie nicht entkommen.

Ein Pilot ihres Stützpunkts war über Norddeutschland abgeschossen worden. Die Notlandung auf einem Acker überstand er unverletzt, geriet aber in Kriegsgefangenschaft und musste mithelfen den Schaden, den er selbst verursacht hatte, wenigstens zum Teil wieder gutzumachen. Als Angehöriger eines Räumkommandos erlebte er die Wirkung der Bombenangriffe so direkt mit, wie kaum ein anderer Soldat der Air Force. Und weil ihm später die Flucht gelang und er wieder seinen Dienst im alten Rang aufnahm, erfuhren auch seine Kameraden so direkt und unzensiert wie sonst nie während des gesamten Krieges von dem, was bei Bombenangriffen wirklich geschah.

Feuer war nicht gleich Feuer, erklärte er. Die Menschen in Deutschland und Japan lernten zu unterscheiden zwischen dem gewöhnlichen Feuer, das man von Kerzen und Kaminen kannte und das schön anzuschauen war, das Zimmer erhellte und wärmte, und dem Feuersturm, der wie eine wilde Furie durch ihre Städte raste und alles verschlang, Häuser, Fabriken, Autos, Strassenbahnen, Bäume, Tiere und Menschen, der Feuersturm, der jeden Gegenstand und jedes Lebewesen in sich aufsaugte, kochte, röstete, verbrannte und so gründ-

lich aus der Existenz riss, dass nur noch ein Häufchen Asche oder Schlacke übrig blieb. Und manchmal nicht einmal das. Der Feuersturm liess Metalle aufweichen und flüssig werden, deren Schmelzpunkt bei über tausend Grad lag. Biologische Körper überstanden eine solche Hitze nicht, viele Menschen verschwanden spurlos, nicht einmal Knochen oder Zähne fanden sich noch von ihnen. Oft war das sogar ein Vorteil, den Überlebenden blieb dadurch der Anblick der grausam entstellten Leichen erspart. Je nach Hitzegrad veränderten sich die Körper, Haare und Kleidung waren entweder nur angesengt oder vollkommen weggebrannt, die Hautfarbe reichte von hellem Rot über dunklem Braun bis zu verkohltem Schwarz, Lungen blähten sich auf, das Blut wurde dickflüssig und liess Arme und Beine anschwellen, die zudem unnatürlich verdreht waren. Einige der Toten schienen zu lachen, weil sich ihre Gesichtshaut zurückgezogen hatte und die Zähne freilegte. Nichts drückte den Wahnsinn des Bombenkrieges so klar und unmissverständlich aus, wie die grinsenden Fratzen der Feuerleichen.

Emily hatte sie nie gesehen, die Schärfe ihrer Luftbilder reichte nicht aus, um solche Details zu erkennen, aber sie konnte sich vorstellen, welchen Qualen die Menschen ausgesetzt waren. Sie dachte darüber nach, sie fühlte es nach. Verschiedene Eindrücke und Empfindungen verbanden sich miteinander, Bilder von brennendem Kaminholz, eine Feuerbestattung in Indien, der Schmerz einer Hand, die man sich in zu heissem Wasser verbrühte, die Trauer um den geliebten Bruder, nur all das tausendfach, millionenfach verstärkt. Und dann dachte sie plötzlich an Alfie. Was wäre, wenn er ein deutscher oder ein japanischer Junge wäre? Könnte sie auch einfach wegsehen und weghören, wie die Menschen in ihrer Umgebung? Emily fehlte eine wesentliche Fähigkeit, um in dieser Zeit zu überleben: Sie konnte nicht trennen zwischen den einen und den anderen.

Ihre Kollegen besaßen diese Fähigkeit. Sie machten es sich leicht, sie sagten, die Achsenmächte seien doch selbst schuld, schliesslich hätten sie angefangen mit dem Krieg, sie hätten es doch so gewollt. Der Bombenkrieg sei die gerechte Strafe für sie. Diese Worte wirkten wie Drogen, sie betäubten diejenigen, die sie aussprachen, und auch

diejenigen, die sie hörten. Wer davon berauscht war, brauchte nicht mehr nachzudenken, über die eigene Rolle im Krieg, über die Frage, was die Feinde veranlasst hatte, die Grenzen zu überschreiten, was vorher geschehen war, welchen Anteil man selbst an der Entwicklung hatte – all das zählte nicht mehr.

Nur bei Emily wirkten die Drogen nicht. Sie fragte, ob auch die Bürger von Sofia und Bukarest schuld waren, ob auch sie mit dem Krieg angefangen hatten? Denn auch sie wurden bestraft, amerikanische und britische Verbände bombardierten die Städte abwechselnd im Tag- und Nachtrhythmus, töteten viele Tausend Einwohner, verwundeten Zigtausende und versetzten Hunderttausende in Angst und Schrecken.

Verbündete der Achsenmächte, lautete die knappe Antwort. Dass sich diese Völker von dem aggressiven Nachbarn Sowjetunion bedroht fühlten – mit dem Amerikaner und Briten selbst verbündet waren – und sie deshalb ihrerseits nach einem Verbündeten suchten, liesen die anderen Auswerter nicht gelten.

Emily fragte weiter. Was war mit den Italienern, den Verbündeten des vorigen Krieges? Obwohl das Volk Mussolini bereits verjagt hatte, wurde das Land weiterhin massiv bombardiert.

Im Herzen seien die Italiener immer noch Faschisten, meinten die Auswerter. Ausserdem galt es, die Nachschublinien der Wehrmacht zu unterbrechen, da könne man auf Zivilisten keine Rücksicht nehmen.

Und Le Havre? In der nordfranzösischen Stadt entfachten die Briten einen Feuersturm, wie ihn sonst nur deutsche Städte erlebten. Um die Invasionstruppen mit Nachschub zu versorgen, benötigte man dringend einen leistungsfähigen Hafen. Für die umliegenden Häuser, in denen versprengte Einheiten der Wehrmacht sassen, gab es keine Verwendung. Also brannte man sie ab – inklusive der Einwohner. Und Caen? Zweitausend Flugzeuge griffen die Stadt und ihre Umgebung an, die Bomben verwüsteten ein Gebiet von zweihundert Quadratkilometern, wie Emily ausrechnete. Nicht einmal das Ruhrgebiet hatte so viel innerhalb so kurzer Zeit auszuhalten. Und dort war man längst auf Bombenangriffe eingestellt, Bunker und Schutzräume standen bereit, Feuerwehr und Rettungsdienste waren entsprechend ausgerüstet und ausgebildet, wussten mit Volltreffern ebenso umzuge-

hen wie mit Blindgängern. Die Franzosen wussten es nicht. Dabei waren die Briten doch mit ihnen verbündet, zumindest mit dem guten Teil des Volkes – ihre Bomben aber konnten nicht unterscheiden zwischen Résistance-Kämpfern und Vichy-Anhängern.

Warum geschah das alles? Lag es vielleicht daran, dass man immer noch Abneigungen gegen die Franzosen hegte, die ehemaligen Feinde, gegen die man in etlichen Kriegen gekämpft und um Kolonialbesitz gerungen hatte? Und bombardierte man die Italiener vielleicht auch deshalb so massiv, weil man Menschen aus dem Süden als nicht ebenbürtig ansah, so wie man sich auch den slawischen Völkern überlegen fühlte?

Warum hatte man die Kanalinseln Jersey und Guernsey, die ebenfalls von deutschen Truppen besetzt waren, nicht ebenso unbarmherzig bombardiert? Warum durften die Einwohner von Saint Helier und Saint Peter Port den Krieg unverletzt überleben? Und was wäre gewesen, wenn es den Japanern gelungen wäre, einen Teil der USA zu erobern, etwa Kalifornien oder Florida? Hätten Britannien und das freie Amerika dann ebenso gewaltige Bomberflotten in die Luft gebracht, um die Invasoren zu bekämpfen und zu vertreiben? Und hätte es sie gekümmert, wenn dabei Los Angeles oder Miami in Schutt und Asche gesunken wären, wenn Tausende Amerikaner ihr Leben verlören oder den Rest ihrer Tage als Krüppel verbringen müssten? Oder waren Amerikaner und Briten vielleicht doch wertvoller als Deutsche und Japaner, Rumänen und Bulgaren, Italiener und Franzosen?

Offenbar gab es eine Ebene des Geheimen, des Unausgesprochenen, die sich unter der Oberfläche der Sittsamkeit verbarg, wo dunkle Empfindungen lauerten, Neid, Arroganz, aufgestaute Wut, blanker Hass, Rachedurst, und auf die man bei Gelegenheiten wie dieser hinabstieg, um all das auszuleben, was die Seele bedrückte.

Spätestens an dieser Stelle musste Emily das Gespräch mit ihren Kollegen beenden, besser noch den Raum verlassen, damit sich die dunklen Empfindungen nicht gegen sie richteten.

Harris wusste nichts von alledem. Emily überlegte, ob sie ihn damit konfrontieren sollte – sie tat es nicht.

Er sprach weiter. «Und dann haben wir ja noch die Agenten. Ganz Deutschland und die besetzten Gebiete sind mit einem dichten Netz von Agenten überzogen, jeden Monat gehen Tausende Meldungen

bei uns ein. Unser bester Mann ist Paul Thümmel, ein guter Freund von Himmler, Träger des goldenen Parteiabzeichens. Er sitzt in der Abwehr in Dresden und verrät Geheimnisse an die Tschechen, die wiederum geben sie an uns weiter. Auch über den Angriff auf Polen hat er uns informiert. Etwa sechs Wochen vorher, wenn ich mich recht erinnere.»

«Wie bitte? Sie wussten vom Kriegsbeginn?»

«Natürlich. Wie ich schon sagte: Wir wissen alles.» Er liess eine kurze Pause, um den Moment auszukosten. «Aber dieser Verrat war gar nicht nötig, wir haben einfach unsere Augen und Ohren aufgemacht. Die Deutschen hatten im Sommer '39 zwei Heeresgruppen an der polnischen Grenze zusammengezogen, mehr als eine Million Soldaten. Was glauben Sie, wonach das aussieht? Nach einem Picknick?» Er lachte und klopfte sich auf die Schenkel, als ob ihm jemand in einer Kneipe einen schmutzigen Witz erzählt hätte.

Emily blieb die Antwort im Halse stecken, sie brachte nur ein Krächzen hervor.

«Für unseren Geheimdienst war das eine Kleinigkeit», behauptete er.

«Wir hätten die Polen warnen müssen.»

«Ausgeschlossen. Der Krieg gegen die Deutschen war unausweichlich. Aber sie mussten den ersten Schuss abgeben. Stellen Sie sich vor, die polnische Armee wäre in Alarmbereitschaft gewesen und ein übereifriger Kommandeur wäre mit seinen Leuten zu früh losgestürmt. Dann hätten die Polen als Aggressoren dagestanden.»

«Aber so wurden unzählige Polen zu Opfern.»

Harris ging abermals zur Karte an der Wand. Emily drehte er den Rücken zu und blieb so stehen, stumm auf die Karte sehend. Sie enthielt winzige Löcher, die man nur aus kurzer Distanz bemerkte. In jedem dieser Löcher hatte mal ein Fähnchen gesteckt, das Kampfhandlungen symbolisieren sollte. Um Warschau und Krakau herum war das Papier geradezu perforiert, es sah aus wie eine Filtertüte.

Schliesslich sagte er: «Opfer sind notwendig. Auch von dem deutschen Überfall auf Frankreich und von dem Angriff auf die Sowjetunion haben wir lange vorher erfahren. Solch grosse Operationen

werden von Tausenden Spezialisten geplant, das kann man nicht unter der Decke halten. Ausserdem sind die deutschen Geheimdienste ziemlich schlecht, sie vertrauen zu sehr auf die Enigma, ihre Verschlüsselungsmaschine. Die haben wir längst geknackt. Wir hören sogar den Funkverkehr der Abwehr ab, der Spionageabwehr!»

Harris grinste. Es machte ihm Spass, seine Feinde zu verhöhnen, selbst wenn diese nichts davon mitbekamen.

«Allerdings muss ich zugeben», fuhr er fort, «dass uns die Amerikaner in einer Hinsicht überlegen sind: in der Agentenführung. Sie haben zwei ausgezeichnete Quellen, die sitzen genau in den Schaltzentralen des Dritten Reichs. Die eine ist Erwin Respondek, die andere Fritz Kolbe. Respondek ist Finanzexperte und Wirtschaftsberater, arbeitet auch für die IG Farben.»

«Ist das nicht dieser Chemiekonzern?»

«Genau. Sie stellen das Zyklon B her, mit dem die Menschen vergast werden. Zyklon B basiert auf Blausäure. Damit werden in den USA Verbrecher hingerichtet, wie Sie vorhin richtig sagten, Miss Brown. Das amerikanische Unternehmen, das den Stoff herstellt, arbeitet eng mit der IG Farben zusammen.»

«Wie haben Sie das herausbekommen? Dafür braucht man doch eine Armee von Spionen.»

Wieder lachte Harris, er kam sich allmählich vor wie in einer Variétéveranstaltung. Emily erheiterte ihn, sie war das naive Dummchen in einer billigen Komödie. Für sich selbst wählte er abwechselnd die Rolle des strahlenden Helden und die des unbeteiligten Zuschauers. «Spionage ist viel einfacher, als Sie denken. Das Büro von Respondek liegt am Pariser Platz in Berlin. Direkt nebenan sitzt die amerikanische Botschaft. Respondek nimmt einfach seine Aktentasche und trägt das Material über den Platz. Mehr braucht es nicht.»

«Und dieser Fritz Kolbe?»

«Der sitzt im Auswärtigen Amt, hat beste Verbindungen zum Oberkommando der Wehrmacht. Er liefert alles: Angriffspläne der deutschen Armeen, Düsenjäger, Raketen, Rohstofflieferungen für die deutsche Wirtschaft...»

«Was ist mit den Massenmorden?»

«Auch dazu hat er einiges gesagt. Demnächst sind die ungarischen Juden an der Reihe. Es sei denn, wir gewinnen vorher den Krieg.»

«Wer weiss davon?»

«Offiziell niemand.»

«Und inoffiziell? Die Informationen der Geheimdienste, wer bekommt die? Die Berichte von Respondek und Kolbe, die Protokolle von Trent Park, die Gespräche mit den Flüchtlingen, die Abschriften der Funksprüche, die Luftbilder, wer bekommt das alles?»

Harris dachte kurz nach. Dann begann er die Aufzählung: «Die gesamte politische und militärische Führung. Also die Regierung, das Parlament, die wichtigsten Behördenvertreter, der Generalstab, die Planungsstäbe... Natürlich bekommt nicht jeder alles zu wissen, aber es gibt verschiedene Stellen, an denen die Informationen zusammenlaufen. Mit den Amerikanern tauschen wir uns regelmässig aus, und auch die wichtigsten Alliierten wissen Bescheid. Die Russen haben ihre eigenen Geheimdienste, sind auch sehr gut informiert.»

«Das bedeutet ja, es müssen Hunderte, wenn nicht Tausende Personen daran beteiligt sein.»

«Das lässt sich nicht vermeiden. Man kann nicht mal eben ein paar Millionen Menschen umbringen, ohne dass es jemand merkt.»

Also wusste auch er davon – Jeffrey. Emily hatte ihn gefragt, doch er gab keine klare Antwort. Längst schon hatte sie es geahnt, kein Leichentuch war gross genug, um all die Toten zu verbergen. Aber sie wollte es nicht wahrhaben, wollte glauben, was man ihr sagte, die schönen Worte, die Versprechen von den guten Menschen, die stets ehrenhaft handelten, sich für die Schwachen und Unterdrückten einsetzten. Jeffrey sollte so einer sein – doch er war es nicht.

Sie hätte es wissen müssen, die Anzeichen waren eindeutig. Jeffrey sagte ihr nicht immer die Wahrheit, bei einigen Lügen hatte sie ihn ertappt. Einmal schickte er ihr ein Gedicht, wunderschöne Zeilen, die von seiner Liebe zu ihr handelten – nur leider stammten sie nicht von ihm. Das meiste hatte er von William Butler Yeats abgeschrieben, ein bisschen abgewandelt, damit es auf Emily passte. Jeffrey konnte nicht wissen, dass Yeats ihr Lieblingsdichter war, das Gedicht *An die Geheime Rose*, aus dem er sich bedient hatte, kannte sie auswendig. Bei

ihm zu Hause fand sie einige zerknüllte Zettel, im Papierkorb und unter dem Schreibtisch. Jeffrey hatte es versucht, er wollte selbst dichten, doch es gelang nicht. Seine Zeilen klangen wie die eines Schulbuben, ohne Versmass, aber immer darauf bedacht, einen Reim zu ergeben, auch wenn der Sinn manchmal verloren ging. Und dennoch gefielen ihr seine Zeilen, genauso gut wie die von Yeats. Emily hätte sie gerne in einem Brief bekommen, hätte sie gerne aus seinem Mund gehört. Aber sie sagte nichts, sie wollte ihn nicht in Verlegenheit bringen.

Er tat ja auch so viel für sie. Jedes Mal wenn sie ihn besuchte, war seine kleine Wohnung von Düften erfüllt. Emily roch einen Rosenstrauss, der in einer Vase auf dem Tisch stand und den sie geschenkt bekam, wenn sie ging; sie roch die Veilchen auf dem Fensterbrett und den frisch gebrühten Tee, und da war noch eine Note, die sie gleich bei ihrem ersten Besuch wahrnahm, aber erst später erkannte: der Duft von Seifenlauge und Essig. Offenbar reinigte Jeffrey vor jedem ihrer Treffen die Wohnung, manchmal entdeckte sie noch feuchte Stellen in der Küche und im Badezimmer. Jeffrey war stolz auf seine Unabhängigkeit, wollte nicht wie seine Kameraden in der Kaserne leben, weshalb er auf einiges verzichten musste. Eine Putzfrau konnte er sich nicht leisten, auch mit Kohlen musste er sparsam umgehen. Jeffrey heizte nur, wenn Besuch kam, und er hatte nur eine Flasche guten Whiskey im Haus. Das Etikett wies über Monate hinweg dieselbe kleine Beschädigung am unteren Rand auf, bemerkte Emily, obwohl die Flasche mal mehr und mal weniger gefüllt war. Sie vermutete, er würde einen billigen Whiskey kaufen und in die teure Flasche füllen. Im Grunde keine schlechte Idee, nur ein echter Kenner würde den Unterschied herausschmecken, aber ein solcher war gewiss nicht unter jungen Offizieren zu finden.

Emily trank keinen Whiskey, nicht mal Wein oder Bier. Für sie besorgte er Schokolade, mehrere Sorten, wenn sein Geld reichte auch eine Schachtel Pralinen, am Wochenende lieb er einen Plattenspieler aus, für die Foxtrott-Platten, die Emily mitbrachte, und manchmal tanzten sie auch miteinander, aber nur dann, wenn die Mieter unter ihm nicht daheim waren, die sonst jeden ihrer Schritte mithörten. Jeffrey gab sich grosse Mühe, er wollte eine kleine, weltabgewandte Höhle einrichten, in der sie von niemandem gestört wurden und

selbst niemanden störten – es gelang, wenigstens für ein paar Stunden vergassen sie den Krieg.

Und dennoch konnte sie ihm die Konfrontation nicht ersparen, sie musste herausfinden, was er darüber wusste. Emily sprach von dem Vernichtungslager – sie vermied bewusst das Wort *Gefangenenlager*-, das sie auf den Fotos entdeckt hatte, von den Zügen, die dort regelmässig ankamen, von den Menschen, die aus den Wagen stiegen und irgendwohin verschwanden. Jeffrey stammelte herum, wich ihrem Blick aus. Sie wiederholte es noch einmal, nannte Zahlen und Ortsnamen. Plötzlich fiel ihm ein, dass er nicht darüber reden durfte, diese Informationen seien geheim. Schnell wechselte er das Thema.

Als Heranwachsender hatte er eine Zeitlang mit dem Kommunismus sympathisiert. Im Internat verteilte ein Mitschüler regelmässig revolutionäre Schriften, die Jungs sprachen darüber, heimlich, in geschlossenen Zirkeln, damit die Lehrer nicht davon erfuhren. Unter den früheren Jahrgängen gab es Schüler, die den Aufstand geprobt hatten, die ihr Haar proletarisch struwelig trugen und in Russenblusen am Unterricht teilnehmen wollten. Durchsetzen konnten sie sich nicht, entweder man prügelte ihnen die Flausen aus dem Kopf oder man warf sie von der Schule. Jeffrey lernte daraus, er behielt seine Einstellung für sich und dachte lange darüber nach, ob er der Partei beitreten sollte. Er, der selbst kein Arbeiter war, träumte vom Sieg der Arbeiterklasse, von der Weltrevolution, von sozialer Gerechtigkeit, vom Frieden unter den Völkern. Doch dann kam der Krieg. Deutschland überfiel Danzig und Polen, besetzte die Hälfte des Landes – und die andere Hälfte wurde von der Sowjetunion besetzt. Damit nicht genug, Stalin begann einen weiteren Krieg, indem er das kleine Finnland überfiel. Jeffrey war schockiert, er löste sich vom Kommunismus, traf sich nicht mehr mit seinen Gesinnungsgenossen, aber das Thema beschäftigte ihn weiterhin. Mit Emily sprach er oft darüber, immer wieder nannte er einen Namen: Josef Stalin.

«Warum haben wir der Sowjetunion nicht den Krieg erklärt?», wollte Emily wissen. Diese Frage hatte sie Jeffrey mehrfach gestellt, er gab keine klare Antwort. Nun fragte sie Harris.

Er sah sie verständnislos an. «Die Sowjetunion ist unser Verbündeter.»

«Ja, jetzt sind wir verbündet. Aber wir waren es nicht im September '39. Damals hatten wir ein Bündnis mit Polen. Die Deutschen sind in Polen eingefallen und die Russen ebenso. Den einen haben wir den Krieg erklärt, den anderen nicht. Wieso?»

«Es war eine politische Entscheidung. Wir können nicht gegen zwei grosse Länder gleichzeitig kämpfen.»

«Hat jemand eine Münze geworfen?»

«War nicht nötig. Deutschland ist unser alter Feind. Hitler ist schlimmer als Stalin.»

«Schlimmer als Stalin? Wissen Sie denn nicht, was Stalin angerichtet hat? Seine imperialistische Politik, die Säuberungswellen, die Verfolgung der Kulaken, der Hunger durch die Zwangskollektivierung...»

«Ich weiss, ich weiss. Stalin ist ein Monster, aber im Moment brauchen wir ihn. *Der Feind meines Feindes ist mein Freund.*»

«So wie auch Mussolini einmal unser Freund war?»

«Damals war es die richtige Entscheidung. 1917 waren die Italiener kriegsmüde. Jemand musste das Feuer schüren. Mussolini ist ein ausgezeichneter Agitator, er kann die Menschen für den Krieg begeistern. Wir brauchten damals einen starken Bündnispartner an unserer Südflanke.»

«Und kurz danach haben wir unseren Partner fallen gelassen. Als Belohnung für den Eintritt in den Weltkrieg sollte Italien die deutschen Kolonien bekommen. So steht es im Londoner Geheimvertrag. Wir haben ihn gebrochen.»

«Zu Recht, wie sich später herausstellte. Hätten sie alle Gebiete bekommen, hätten sie auch dort den Faschismus eingeführt.»

«Aber die Faschisten kamen deshalb an die Macht, weil das Land nach dem Krieg ruiniert war. Und das nach über einer Million Toten und Verwundeten. Wir haben das Land in unser Bündnis gelockt.»

«Zugegeben, wir waren nicht ganz unbeteiligt. Aber der Diktator Mussolini ist ein Geschöpf Italiens.»

«Er ist auch unser Geschöpf¹, beharrte Emily.

Harris sah sie lächelnd an, so wie ein Erwachsener ein Kind anlächelt, das mit grossen Augen auf die Welt schaut. «Was ist mit dem Krieg im Pazifik? Die Japaner haben Pearl Harbor angegriffen. Ist das auch unsere Schuld?»

«Ja, zum Teil. Wegen des Embargos. Britannien, die USA und die Niederlande haben ein Ölembargo über Japan verhängt. Japan ist eine grosse Wirtschaftsmacht, aber es besitzt keine Ölquellen. Und Japan ist eine Militärmacht. Was haben wir erwartet, als wir das Embargo verhängten? Dass die Japaner seelenruhig zusehen, wie ihr Land zugrunde geht?»

«Die Japaner waren zu aggressiv. Sie haben China und die Mandschurei besetzt. Wie die Teufel haben sie gewütet, mit Massenerschiessungen und Massenvergewaltigungen. Wir mussten ihren Expansionsdrang stoppen, wir mussten ihre Verbrechen beenden.»

«Ausgerechnet ein Brite sagt so etwas? Wir haben es den Japanern doch vorgemacht, genau vor ihrer Haustür. Wir haben die Hälfte von Asien besetzt und ganz Australien, und wir waren auch nicht gerade zimperlich. Nicht wahr, Bomber-Harris?»

«Ich sagte Ihnen schon einmal, man kann diese Dinge nicht vergleichen.»

«Ich bin sicher, auch ein japanischer General würde das sagen.

«Wir haben aber auch viel Gutes getan. Wir haben ganze Nationen erschaffen, Städte gegründet, Land urbar gemacht, Strassen und Brücken gebaut, wir haben die Eisenbahn zu Menschen gebracht, die sich bis dahin mit dem Eselskarren fortbewegten.»

«Die Eisenbahn haben wir gebaut, um die Länder auszubeuten, um Eisenerz, Kohle und Holzfortzuschaffen.»

«Das nennt man Handel, Miss Brown. Ausserdem haben wir medizinische Versorgung gebracht. In ganz Asien und Australien gab es kein einziges Krankenhaus – bis wir gekommen sind. Und wir haben eine effektive Verwaltung errichtet, wir haben Rechtssicherheit eingeführt, wir haben Justiz und Polizei geschaffen. Wo unsere Flagge weht, können Frauen und Kinder sicher leben. Und wir kümmern uns um die Bildung, wir bauen Schulen und Universitäten. Wir haben die Zivilisation in diesen Erdteilen eingeführt. All das tun wir nicht, um die Menschen auszubeuten, sondern aus Liebe, ja, aus Liebe zu den Menschen. Das kann Ihnen doch nicht entgangen sein, Miss Brown. Lesen Sie denn niemals Zeitung? Fast jede Woche wird irgendwo in

den Kolonien eine Schule oder ein Krankenhaus eingeweiht. Das ist die Wahrheit, die ganze Wahrheit.»

«Die ganze Wahrheit? Dann will ich Ihnen mal eine kleine Geschichte erzählen. Sie handelt von einer Frau namens Holly. Sie war eine Tasmanierin, eine Ureinwohnerin.»

«Woher kennen Sie denn eine Eingeborene? Waren Sie etwa in Australien?»

«Ich nicht – aber ein Onkel von mir. Er war Kolonialsoldat, in Indien und Australien. Er hat mir ihre Geschichte erzählt. Holly war eine ganz besondere Person, die letzte echte Tasmanierin. Als sie starb, ging ein ganzes Volk unter.»

«Wie bedauerlich.» Harris log. In seiner Stimme lag überhaupt kein Bedauern. Er sprach das Wort aus, ohne etwas dabei zu empfinden.

«Holly wuchs in einem grossen Familienclan auf, behütet von ihren Eltern, von Onkeln und Tanten. Sie lebten im Norden von Tasmanien, nahe der heutigen Stadt Bridport. Eines Tages landete eine Gruppe von Robbenfängern an ihrem Strand. Allerdings gab es in dieser Gegend weit und breit keine Robben. Die Fremden näherten sich ihnen unter dem Vorwand, Tauschhandel treiben zu wollen. Plötzlich zogen sie ihre Waffen und töteten alle Männer und Jungen des Clans. Die Frauen und Mädchen nahmen sie mit. Holly war zu diesem Zeitpunkt zwölf Jahre alt. Eigentlich noch ein Kind. Aber nicht für die Robbenfänger. Sie missbrauchten sie, viele Male. Einer von ihnen, er trug den schönen englischen Namen John, erwählte sie schliesslich zu seiner Frau. Nicht im Sinne einer Ehefrau, er wollte sie als Sklavin und Hure benutzen. John brachte sie auf eine Insel, zehn Meilen vor der Küste. Ein öder Felsen, so gross wie zwei oder drei Fussballfelder. Für Holly gab es keine Chance zur Flucht. Sie musste John dienen, mehr als zwanzig lange Jahre. In dieser Zeit brachte sie acht Kinder zur Welt, von denen fünf starben. Holly kochte für John, machte seine Wäsche, hielt die kleine Hütte sauber, sie legte sogar einen Garten an. Und wie dankte es ihr John? Er schlug sie, jeden Tag. Und er vergewaltigte sie, wann immer ihm danach war. So lange, bis er irgendwann von der Robbenjagd nicht mehr zurückkehrte.»

«Ein tragisches Einzelschicksal.»

«Einzelschicksal? So etwas geschah in allen Kolonien. Überall wurden Männer getötet und Frauen entführt. Sie mussten Jägern, Robbenfängern, Schafschürern und Farmern dienen, gegen ihren Willen, oft ein ganzes Leben lang. Sicher hat es Hunderttausende Hollys gegeben, wahrscheinlich sogar Millionen. Aber von ihnen spricht niemand. Man schreibt keine Zeitungsartikel über sie, auch keine Bücher, man dreht keine Filme über sie und errichtet ihnen keine Denkmäler. Und Sie sprechen von Wahrheit, Harris, von der ganzen Wahrheit. Und Sie sprechen von Liebe, von der Liebe zu den Menschen. Wie viel Liebe hat Holly abbekommen? Ich werde es Ihnen verraten: gar keine. Aber das ist nicht das Wesen der Liebe. Wahre Liebe unterscheidet nicht zwischen den einen und den anderen, zwischen den Liebenswerten und den Unwerten. Aber wir, wir machen diese Unterschiede.»

«Ach, hören Sie doch auf. Sie würden genauso unterscheiden, wenn Sie in dieser Lage wären, Miss Brown.»

«Nein, das würde ich nicht. Ich liebe alle Menschen. Ich liebe auch Holly. Und all die anderen unschuldigen Opfer, an die niemand denkt.»

«Dann müssen Sie aber auch John lieben.»

«Wieso John?»

«Sie sagten doch, wahre Liebe macht keine Unterschiede. Holly zu lieben, ist einfach. Sie ist das Opfer. Aber was ist mit ihrem Unterdrücker? Ist er der Liebe wert? Stellen Sie sich vor, Miss Brown, Sie wären an Hollys Stelle. Würden Sie John lieben? Den Mann, der Sie entführt hat, der Sie schlägt und vergewaltigt? Sicher nicht. Sie würden ihn hassen. Am liebsten würden Sie ihn totschiessen. Sie tun es nur deshalb nicht, weil Sie sonst verhungern würden auf der Insel. Sicher wären Sie froh, wenn jemand käme, um John zu töten und Sie zu befreien.»

Emily zögerte mit der Antwort. «Nein, ich würde einen anderen Weg gehen. Wir müssen alle Menschen lieben, ganz gleich, was sie getan haben.»

«Das sagt sich leicht, wenn man nicht davon betroffen ist. Alle Menschen zu lieben, das funktioniert nur in der Theorie, aber nicht in der Praxis.»

«Es ist schwer, aber wir können es schaffen. Wenn ich an Hollys Stelle wäre, würde ich versuchen, John zu ändern. Ich würde versuchen, die Liebe in ihm zu wecken.»

Harris lachte, bis seine Kehle heiser wurde. «Wissen Sie, was ein Robbenfänger macht? Er jagt Tiere, die sich nicht wehren können, die an Land vollkommen hilflos sind. Er erschlägt sie mit einem Hakapik, das ist eine Mischung aus Hammer und Eispickel. Manchmal leben die Tiere noch, wenn er ihnen das Fell abzieht. Und dann kocht er ihre Leiber und macht daraus Tran. Jemand wie John kann man nicht ändern, der hat keine Gefühle.»

«Das ist nicht wahr. Jeder Mensch hat Gefühle.»

«Was ist mit den Aufsehern in den Konzentrationslagern? Haben die auch Gefühle? Würden Sie den Mann lieben, der Sie in die Gaskammer führt? Glauben Sie, Sie könnten die Liebe in ihm wecken?»

«Ich...» Emily suchte nach einer Antwort.

«Ich weiss auch eine Geschichte zu erzählen, Miss Brown. Sie hat auch eine weibliche Hauptperson. Sagt Ihnen der Name Nadeschda Allilujewa etwas?»

«Nein.»

«Sie war die Frau von Josef Stalin. Ich kenne Stalin, schon vor dem Krieg sind wir uns begegnet. Und ich kannte Nadeschda. Sie war so ähnlich wie Sie, Miss Brown. Eine Idealistin, eine junge Frau, die die Welt verbessern wollte. Nur wählte sie einen anderen Weg. Nadeschda trat in die kommunistische Partei ein und arbeitete als Lenins Sekretärin. Mit Stalin hatte sie zwei Kinder, und sie adoptierte Stalins Sohn aus erster Ehe. Nadeschda hat versucht, in jedem Menschen das Gute zu sehen. Aber Stalin war schon damals ein Monster, in ihm gab es nichts Gutes. Nach dreizehn Jahren Ehe beging sie Selbstmord. Und das würden Sie auch tun, Miss Brown. Wenn Sie an Stelle von Holly oder Nadeschda wären, würden Sie entweder innerlich abstumpfen, oder Sie würden fliehen, auf die eine oder andere Art. Männern vom Schlage eines Robbenfängers oder Diktators wären Sie nicht gewachsen, denn diese Männer sind roh, gewalttätig und mitleidlos.»

«Ja, aber es ist nicht allein ihr Verschulden. Die Umstände haben sie zu dem gemacht, was sie sind. Warum gibt es in Russland so viele überzeugte Kommunisten? Weil sie sich an die Zeit vor dem Kommu-

nismus erinnern. Unter dem Zaren herrschte grosses Unrecht, Millionen Menschen litten unter Armut und Hunger. Wir waren mit dem Zaren verbündet. Dann kam der Bürgerkrieg. Wir haben grosse Mengen Waffen und Munition an die Weissen Garden geliefert. Das Ergebnis waren zehn Millionen Tote.»

«Wir wollten verhindern, dass die Roten den Krieg gewinnen. Wir waren eine Friedensmacht.»

«So verhält sich keine Friedensmacht. Wenn ein Krieg stattfindet, würde eine Friedensmacht verhindern, dass weitere Waffen und Munition in das Kriegsgebiet gelangen. Sie würde stattdessen Nahrungsmittel und Medizin liefern, sie würde Hilfe bei Friedensverhandlungen anbieten. Anstatt Kriegsschiffe zu entsenden, würde sie Lazarett-schiffe entsenden.»

«Sie sind zu einseitig in Ihrer Betrachtung, Miss Brown. Wir machen beides, Zuckerbrot und Peitsche. Den Deutschen sind wir durchaus entgegengekommen. Der berühmteste oder sollte ich sagen berüchtigtste Versuch einer friedlichen Einigung war das Münchner Abkommen. Wir haben Hitler die Tschechoslowakei in den Rachen geworfen, damit der Frieden erhalten bleibt. Und hat es geholfen?»

«Das reicht nicht aus. Wir sind zu sprunghaft und zu inkonsequent mit unserer Politik. Einer der schärfsten Kritiker des Münchner Abkommens war Winston Churchill.»

«Und das mit Recht. Er hat von Anfang an vor den Nazis gewarnt. Churchill ist einer der grössten Politiker unserer Zeit, vielleicht sogar der grösste Politiker, der jemals gelebt hat.»

«Das bezweifle ich. Ganz sicher ist er aber der grösste Wendehals, der jemals gelebt hat. Wie lautet Churchills berühmter Ausspruch aus den zwanziger Jahren?»

«Was meinen Sie?»

«*Tötet die Bolschewisten, küsst die Hunnen.*»

«Das war richtig zu dieser Zeit.»

«Aber schon ein paar Jahre später hat er es umgedreht. Plötzlich hiess es, wir sollen die Deutschen töten und die Russen küssen.»

«Das war richtig zu dieser Zeit.»

«Aber genau das ist doch das Problem. Mal sind die anderen Völker unserer Freunde und mal unsere Feinde. Erst loben wir sie, und

dann hetzen wir gegen sie. Manchmal geben wir ihnen Land, und manchmal nehmen wir es ihnen wieder weg. Mal beliefern wir sie mit Bomben, und mal bewerfen wir sie mit Bomben.»

Harris wollte etwas einwenden, doch Emily redete entschlossen weiter. «Wir müssen unsere Politik radikal ändern. Wir müssen allen Menschen Gutes tun – zu allen Zeiten und an allen Orten. Wer Hunger hat, dem müssen wir zu essen geben. Wer kein Dach über dem Kopf hat, dem müssen wir Obdach gewähren. Wer Angst hat, dem müssen wir Mut machen. Wer wütend ist, dem müssen wir helfen von der Wut wegzukommen. Wir dürfen das nicht zum Anlass nehmen, um selbst wütend zu werden. Wir dürfen nicht all unseren Hass auf eine Gruppe von Menschen projizieren, und schon gar nicht dürfen wir uns dabei als die grossen Wohltäter der Menschheit bezeichnen. Erst wenn Gerechtigkeit und Frieden herrschen – und wenn alle Menschen davon profitieren, nicht nur ausgewählte Gruppen –, gibt es keinen Grund mehr, sich zu radikalieren. Dann wird niemand mehr einem Hitler, Mussolini oder Stalin nachlaufen.»

Harris lachte. «Sie sind eine Träumerin, Miss Brown. Für einige Menschen gibt es immer einen Grund, sich zu radikalieren. Es liegt an ihrer Veranlagung. Sie sind neidisch, habgierig, boshaft, sie sind von Grund auf böse.»

«Niemand ist von Grund auf böse. Im Kern sind alle Menschen gut.»

«Alle Menschen sind gut?» Auf dieses Argument wartete Harris seit Beginn des Gesprächs. Mit einer schnellen Bewegung, die Emily ihm nicht zugetraut hatte, drehte er sich zum Schreibtisch und riss das Luftbild empor. «Was ist damit? Auschwitz! Die Gaskammern von Auschwitz! Sie sind der Beweis.»

«Nein, sie...»

Emily wollte etwas einwenden, doch diesmal liess Harris es nicht zu. «Dem können Sie nicht widersprechen, Miss Brown. Nach Auschwitz gibt es keine Diskussionen mehr. Es bleibt nur eine Erklärung: Ein Teil der Menschheit ist schlecht, er ist böse. Dieser Teil liebt es zu hassen, zu morden, zu schänden, zu stehlen. Wenn wir zu einer neuen Welt gelangen wollen, einer Welt, in der Frieden und Gerechtigkeit herrschen, dann müssen wir diesen schlechten Teil bekämpfen und vernichten.»

«Dann müssen wir zuerst uns selbst bekämpfen und vernichten. Denn wir haben mitgeholfen, dass es so weit kommen konnte.»

«Nein, wir sind der gute Teil der Menschheit. Wir haben mit diesen abscheulichen Verbrechen nichts zu tun. Wir können sie nicht verhindern.»

«Nicht verhindern? Marschall Harris, da draussen auf dem Flugfeld stehen über hundert Bomber, die auf ihren Einsatz warten. In ganz Britannien stehen mehrere Tausend Kriegsflugzeuge, die sofort eingesetzt werden können, Jäger, Bomber, Aufklärer. Wir haben eine Wissenschaft aus dem Bombardieren gemacht. Bei jedem Angriff gibt es einen Masterbomber, der in grosser Höhe fliegt und alles überwacht, der Zielmarkierungen setzt und wenn nötig auch korrigiert. Wir haben dreihundert Masterbomber, die besten der Welt. Sie könnten sofort starten und alle Konzentrationslager vernichten. Sie müssen nur den Befehl dazu geben.» Wieder sah sie ihm in die Augen.

Wieder sah er beiseite. «Dafür ist es noch zu früh.»

«Aber jeden Tag sterben Menschen in den Lagern. Es ist nicht zu früh, es ist höchste Zeit. Wir müssen jetzt handeln.»

«Nein, wir müssen noch warten.»

«Warum? Warum müssen wir noch warten?» Emily hob die Pistole empor. «Sie sehen doch, ich kann es. Also können Sie es auch.»

Harris tat so, als würde er die Waffe nicht bemerken. «Es gibt da noch etwas, das Sie nicht wissen, Miss Brown. Es gibt in diesem Fall eine politische Komponente.»

«Was hat die Politik damit zu tun? Es geht hier um Menschenleben.»

«Es geht aber immer auch um Politik. Ich werde es Ihnen erklären. Die Nachkriegsordnung. Wir müssen jetzt schon an die Nachkriegsordnung denken. Es ist richtig, dass wir gegen einen mächtigen Feind zu kämpfen haben: die Nazis. Jeder weiss, was für furchtbare Verbrechen diese Ungeheuer begehen. Aber es gibt noch einen anderen Feind, der ebenfalls furchtbare Verbrechen begeht: die Kommunisten. In der Sowjetunion sind in den letzten Jahren, vor dem Krieg, viele Millionen Menschen ums Leben gekommen. Sie sind verhungert, bei Aufständen getötet worden, oder man hat sie in Lager deportiert.

Und es waren nicht bloss einfache Bauern, viele gute Männer waren darunter, Ärzte, Ingenieure, Piloten. Und Offiziere, viele Offiziere. Was glauben Sie, weshalb die deutsche Wehrmacht am Anfang so schnell in Russland vorangekommen ist? Weil die Rote Armee praktisch nur aus Soldaten bestand, aus einfachen Soldaten. Sie hatten keine Führung, fast alle Generäle und Marschälle waren entweder tot oder sassen im Lager. Deshalb hat die Wehrmacht so viele Schlachten gewonnen.»

«Worauf wollen Sie hinaus?»

«Auf die Schuld will ich hinaus. Es ist die Schuld der Kommunisten, dass die Deutschen so weit gekommen sind. Das Sowjetregime ist nicht nur böse, es ist auch dumm.»

«Aber wir sind mit den Sowjets verbündet.»

«Im Moment ja. Wir brauchen die Sowjets, um die Nazis zu besiegen. Die Frage ist nur: Was kommt danach? Stalin ist gierig. Er hat jetzt schon gewaltige Forderungen gestellt. Er will die Welt beherrschen.»

«Das wissen wir schon längst. Stalin hat Finnland angegriffen, er hat sich das Baltikum einverleibt, er will ganz Osteuropa unter seine Kontrolle bringen.»

«Da sehen Sie, wie gefährlich er ist. Aber Kommunisten gibt es nicht nur im Osten, sie verbreiten sich über ganz Europa, wie eine Seuche. Viele von ihnen sitzen in deutschen Konzentrationslagern. Man kann über die Nazis nicht viel Positives sagen, aber in diesem Fall sind sie sehr hilfreich.»

«Wollen Sie damit sagen, dass Sie den Tod dieser Menschen bewusst in Kauf nehmen?»

«Ich will sagen, dass wir an die Nachkriegsordnung denken müssen. Und in der ist für Kommunisten kein Platz. Zumindest nicht in dem Teil der Welt, den wir beherrschen.»

«Aber was ist mit all den anderen Menschen in den Lagern? Was ist mit den Juden?»

«Den Juden? Miss Brown, ist Ihnen der Name St. Louis ein Begriff? Ich meine jetzt nicht die Stadt, sondern das Schiff St. Louis.»

«Ja.»

«Da gab es mal eine Fahrt mit ein paar Hundert Juden an Bord.» Sie nickte. «Ich erinnere mich an den Fall. Es war eine Irrfahrt. Die Juden wollten aus Deutschland fliehen, aber kein Land hat sie aufgenommen. Kuba wollte sie nicht, auch Kanada und die USA haben die

Hilfe verweigert. Das Schiff musste nach Europa zurückkehren. Wahrscheinlich sind die Juden im KZ gelandet.»

«Wahrscheinlich. Verstehen Sie, kein Land wollte sie aufnehmen. Präsident Roosevelt hat dem Schiff sogar ausdrücklich verboten, einen amerikanischen Hafen anzulaufen.»

«Wir hätten sie nach Palästina bringen können.»

«Geht nicht. Wir haben schon genug Ärger mit den Arabern. Mit bestimmten Völkern gibt es immer Ärger. Mit Juden, mit Arabern. Auch mit Zigeunern.»

«Ich verstehe. Wahrscheinlich sind Sie froh, dass sich die Nazis um die Zigeuner kümmern.»

«Ach hören Sie auf mit Ihrem moralischen Getue. Möchten Sie ein Zigeunerlager in Ihrer Nachbarschaft haben? Sie kennen Zigeuner doch nur aus Romanen und Filmen, wo sie Musik machen und um Lagerfeuer herumtanzen. Aber ich kenne echte Zigeuner. Sie sind laut, sie sind dreckig und sie stehlen. Und sie haben Kinder, viele Kinder. Niemand möchte mit diesen Menschen Zusammenleben. Wer sitzt noch im KZ? Homosexuelle. Es ist gegen die Natur, dass Männer mit Männer verkehren. Und wer ist noch im KZ? Russische Kriegsgefangene. Russland ist vielleicht unser Gegner im nächsten Krieg. Wer ist noch im KZ? Kriminelle aller Art, Mörder, Diebe, Betrüger. Wer noch? Schwachsinnige und Behinderte. Und für diese Subjekte soll ich das Leben meiner Männer riskieren? Jeden Tag werden britische Flugzeuge abgeschossen, jeden Tag sterben britische Piloten, weil sie die Menschheit von den Nazis befreien wollen. Damit tun wir bereits mehr als genug. Ich kann meine Männer nicht zusätzlich in Gefahr bringen, damit sie ein paar Juden, Zigeuner und Schwule retten.»

«Aber es ist unsere Pflicht zu helfen. Wir müssen die Flüchtlinge aufnehmen, so viele wie möglich. Wir müssen die Gaskammern zerstören und die Eisenbahngleise und die Zäune. Wir müssen tun, was wir können.»

«Das tun wir bereits. Wir sind auf dem Weg. Wir haben unser Ziel fest in den Augen. Das Ziel ist die Schaffung einer besseren Welt. Eine Welt, die vom Bösen gereinigt ist, vom Falschen und Schlechten befreit. So wie die Bomber heute Nacht ihr Ziel erreichen müssen, so müssen wir dieses Ziel erreichen.»

«Auschwitz! Das Ziel muss Auschwitz sein. Solange das Lager nicht befreit ist, dürfen die Menschen nicht ruhig schlafen. Wir müssen sie wachrütteln, müssen ihnen sagen, was dort geschieht.»

«Was ist mit Ihnen, Miss Brown? Können Sie ruhig schlafen?» Harris stellte die Frage scheinbar beiläufig, doch er verfolgte damit eine Absicht. Er war die Diskussion leid und wollte sie zu einem schnellen Ende führen.

Emily antwortete ehrlich. «Nein. Ich wälze mich jede Nacht umher und stelle mir vor, wie es den Menschen in den Lagern geht, wer noch lebt und wer den Tag nicht überstanden hat.»

«Jetzt haben Sie sich verraten, Miss Brown! Sie tun alles nur für sich selbst. Sie bedrohen mich mit der Waffe, Sie entführen die Bomberflotte, nur um Ihr eigenes Gewissen zu beruhigen. Sie sind genauso egoistisch, wie ich es bin.»

«Nein, das ist nicht wahr. Ich tue es aus einem höheren Grund.»

«Was bedeutet höher? Wahrscheinlich wollen Sie in den Himmel kommen. Sie tun es für ein besseres Leben nach dem Tod. Damit Sie an der Seite Ihres Herrn sitzen dürfen.»

«Ich bin nicht gläubig. Jedenfalls glaube ich nicht an Ihren Gott, Harris. Ich glaube an die Liebe, an die Hoffnung und an das Mitgefühl. Und ich bin überzeugt, dass die Liebe eines Tages gewinnen wird.»

«Sie glauben an das Schwache und an das Naive, Miss Brown. Sie haben Recht, die Liebe wird eines Tages gewinnen. Und sie wird diesen Sieg auskosten – für ungefähr fünf Minuten. Danach werden Bestien wie Hitler, Stalin oder Mussolini die Macht übernehmen, denn sie sind nicht schwach und naiv. Aber ich kann es verhindern, mit meinen Piloten und meinen Flugzeugen. Wenn die Menschen mir vertrauen, werde ich das Böse vernichten. Ich werde es mit Stumpf und Stiel ausrotten, so dass es nie wieder nachwachsen kann. Das ist das Ziel, das ich meine. Das Ziel der Menschheit, das Ziel der Geschichte. Schon die alten Griechen haben das gewusst. Sie nannten es die Entwicklung vom Mythos zum... Moment, ich komme gerade nicht darauf. Vom Mythos...»

«Zum Logos. Vom Mythos zum Logos.»

«Genau. Von der primitiven Urgesellschaft zur...» Harris versuchte sich zu erinnern.

Emily half ihm noch einmal. «Zur ewigen Weltvernunft. Der Begriff Logos hat mehrere Bedeutungen. Er bedeutet auch Wort und Rede.»

«Ja, ich meine aber die Vernunft. Das ist der Punkt, zu dem wir hinmüssen: die ewige Weltvernunft. Die Menschen müssen vernünftig werden – oder sie müssen sterben.»

«Nicht unbedingt. Kennen Sie Heraklit? Er glaubte, dass sich der Logos ausserhalb des menschlichen Verstandes befindet. Der Logos ist ein Prinzip, nach dem alles geordnet ist. Dieses Prinzip wird erkannt – oder auch nicht.»

Er stiess einen Pfiff aus. «Donnerwetter, Sie haben was gelernt, Miss Brown. Warum ist jemand wie Sie nur in der Auswertungsstelle? Mit Ihren Fähigkeiten könnten Sie viel mehr erreichen. Sie sind schlau, sie sind kaltblütig – und Sie sind eine hübsche Person.

Harris blickte sie begehrllich an. Zum ersten Mal nahm er sie als Frau, als sexuelles Wesen wahr. Weibliche Soldaten gab es viele auf dem Stützpunkt. Sie trugen hässliche Uniformen, die wie Kaffeesäcke aussahen, aber selbst die konnten ihre Leiber nicht gänzlich kaschieren, liessen immer noch Brüste, Hüften und Pobacken erahnen. Mit den Frisuren nahm es die Air Force nicht so genau wie bei den Männern, erlaubte ihnen wallende Locken, Zöpfe und Mähnen, in Wasserstoffblond, Feuerrot oder Pechschwarz. Harris begegnete ihnen jeden Tag. Aber diese jungen Frauen besaßen kein Selbstbewusstsein, ordneten sich ihm unter, ohne je zu widersprechen – bis auf eine. Emily war die erste, die sich gegen ihn stellte, die ihm sogar Befehle gab, ihn unterdrückte und benutzte. Das imponierte ihm. Er überlegte ernsthaft, ob er nicht etwas mit ihr anfangen sollte. Viele seiner Offiziere unterhielten Liebschaften mit Krankenschwestern oder Nachrichtenhelferinnen. Also warum nicht auch er? Vielleicht könnte er von einer Verhaftung absehen, vielleicht sollte er so tun, als ob das alles nie geschehen wäre. Sie würde danach in seiner Schuld stehen.

«Hören Sie auf, das wirkt bei mir nicht.»

Emily mochte diese Art der Komplimente nicht, zu oft hatte man ihr geschmeichelt, mit derben und mit feinen Worten. Auch für sie war Schönheit wichtig, aber sie meinte eine andere Form, die Schönheit der Seele, die sich in der Fähigkeit zu lieben und mitzufühlen aus-

drückte – und von deren Existenz der Soldat Harris nicht die geringste Ahnung besass.

«Was sind Sie im Zivilberuf? Halt, lassen Sie mich raten. Ich wette, Sie sind Dozentin an einer Universität.»

«Nein.»

«Dann sind Sie Lehrerin.»

«Nein.»

«Ärztin? Journalistin?»

«Zu hoch gegriffen. Ich bin Hausmädchen.»

Er glaubte sich verhöhrt zu haben. «Was?»

«Ja, ich bin Hausmädchen. Ich putze bei meiner Herrschaft in der Regent Street.»

«Das ist ein Scherz.» Er lachte. «Oder Sie wollen Ihre Identität geheim halten.»

«Nein, ich bin wirklich Emily Brown. Und ich arbeite als Hausmädchen. Regent Street Nummer 12. Telefon 8 16 96.»

«Aber warum sind Sie so gut informiert? Woher wissen Sie das alles?»

«Ich habe nicht viel zu tun. Meine Herrschaft ist viel auf Reisen. Wir bekommen jeden Tag drei Zeitungen ins Haus geliefert, und wir haben eine grosse Bibliothek. Ich lese sehr viel. Und ich mache mir meine eigenen Gedanken.»

Harris konnte es noch immer nicht fassen. Er wollte glauben, dass er von einer raffinierten Spionin überrumpelt worden wäre, oder wenigstens von einer humanistisch gebildeten Frau, einer Akademikerin, einer Künstlerin vielleicht, die aus den höheren Klassen stammte. Mit ihr hätte er eine Affäre beginnen können. Falls es nicht dazu käme und er sie verhaften lassen müsste, würde sich eine Aussage vor der Militärpolizei anschliessen, später würden ihn die Offiziere und seine Freunde ausfragen. Dafür bräuchte er jemand Bedeutendes, einen ebenbürtigen Gegner, dessen Bedrohung glaubhaft war – aber doch keine schwache, ungebildete Frau aus der Arbeiterklasse.

«Ein Hausmädchen? Ich habe die ganze Zeit mit einem Hausmädchen geredet?»

«Das ist ein ehrbarer Beruf.»

Zorn stieg in ihm auf. «Ich habe mich von einem Hausmädchen bedrohen lassen!»

«Die Waffe ist in meinen Händen genauso gefährlich wie in den Händen eines Nazis.»

«Aber das steht Ihnen nicht zu! Sie haben nicht das Recht, sich in diese Dinge einzumischen. Sie sind ein Hausmädchen! Und ich bin Arthur Harris! Einer der höchsten Soldaten der britischen Armee!»

«Ich habe genauso viele Rechte wie Sie.»

«Nein, eben nicht. Sie haben das zu tun, was ich sage. Und Sie müssen schweigen. Arbeiten und schweigen, das sind Ihre Pflichten. Ich entscheide, was zu tun ist. Ich entscheide, welche Ziele angegriffen werden. Ich entscheide über den Zeitpunkt.»

«Nein! Heute Nacht entscheide ich!»

«So? Sie entscheiden? Dann entscheiden Sie jetzt!» Harris ging auf Emily zu.

Sie richtete die Pistole auf ihn. «Halt! Bleiben Sie stehen! Oder ich schiesse!»

«Dann tun Sie es doch. Wer mit einer Waffe droht, muss auch bereit sein, abzudrücken. Können Sie das, Miss Brown?»

«Ja, ich kann das! Bleiben Sie stehen!» Emily wich zurück.

«Nein, Sie können es nicht. Sie haben nicht den Mut dazu. Ihnen fehlt das letzte bisschen Entschlossenheit. Ich habe diese Entschlossenheit. Ich kann töten.»

Emily sah noch einmal alles vor sich, wie ein Film lief es ab. Sie sah sich selbst vor Harris' Tür stehen, als sie zögerte und dann doch eintrat, sie sah sich nachts in ihrem kleinen Zimmer den Plan ausarbeiten, sie sah Jeffrey vor sich, mit dem sie Tanzen und Essen ging und ihm dabei Informationen entlockte, und sie sah den kleinen Alfie, der irgendwo in dem Lager sass und auf ihre Hilfe wartete – und jetzt vielleicht vergeblich warten würde.

«Sie mieses Schwein!» Emily war den Tränen nahe.

Harris bemerkte es nicht. Er hatte eine Zukunftsvision. «Vielleicht bin ich das in Ihren Augen, ein mieses Schwein. Aber die Nachwelt wird anders urteilen. Die Nachwelt wird mir ein Denkmal setzen. So wie Admiral Nelson. Vielleicht werde ich eines Tages neben ihm am Trafalgar Square stehen. Oder man wird einen Platz nach mir benennen. Oder eine Strasse. Sie werden kein Denkmal bekommen, Miss Brown. Sie werden bald vergessen sein. Sie sind bloss ein Niemand.»

«Oh nein... Ich... ich...» Emily nahm noch einmal ihre gesamte Kraft zusammen. Mit beiden Händen umklammerte sie die Waffe und zielte damit auf Harris' Kopf. Hinter Kimme und Korn erschien sein breites Grinsen.

Jun Sie 's doch endlich. Drücken Sie ab... Sehen Sie, Sie können es nicht. Sie sind schwach, Sie sind hilflos. Aber ich bin stark, ich habe die Macht.»

Emily versuchte abzudrücken. Sie spannte all ihre Muskeln an, aber ihr Zeigefinger krümmte sich einfach nicht. Es ging nicht. Sie konnte keinen Menschen töten, nicht einmal einen Verbrecher wie Harris. Als ihr das klar wurde, senkte sie die Waffe, drehte sich um und verliess das Zimmer.

«Ja, laufen Sie nur davon», rief ihr Harris hinterher. «Aber ich werde nicht davonlaufen. Ich werde mein Ziel erreichen!»

Er wartete einen Moment, bis die Tür ins Schloss gefallen war – für den Fall, dass sie noch einmal zurückkehren sollte. Dann nahm er den Telefonhörer ab: «Thomson, in mein Büro.»

Sein Ordonanzoffizier kam atemlos zu ihm gelaufen: «Herr Marschall, ich wollte mich gerade melden...»

Harris liess ihn nicht ausreden. «Ich nehme die Korrektur zurück. Wir greifen das ursprüngliche Ziel an. Ostrau, nicht Auschwitz.»

«Leider zu spät, Herr Marschall.» Er hielt eine Funkmeldung hoch. «Soeben habe ich die Nachricht des Masterbombers erhalten. Die Bomben sind abgeworfen, das Ziel ist vernichtet.»

Schlagartig verging ihm das Grinsen. «Welches Ziel?»

Thomson sah auf den Zettel, las die Worte ab. «Ein Ort, an dem sich mehrere Eisenbahnlinien kreuzen... In der Nähe eines Konzentrationslagers... Der Masterbomber ist im Tiefflug drüber weg... Magnesiumfackeln brennen noch immer... Alle Gleise, alle Weichen und ein Stellwerk sind vernichtet... Der Masterbomber sagt, es wird eine Ewigkeit dauern, bis da wieder ein Zug fährt.»

«Nein, das kann nicht sein!», brüllte er.

«Doch, der Angriff war ein voller Erfolg.» Thomson lächelte, als er die letzte Zeile las. «Stellen Sie sich vor, wir haben keine Maschine verloren.»

Harris verspürte einen Schwächeanfall, er musste sich setzen. «Sie hat es geschafft. Sie hat es tatsächlich geschafft.»

Liebe Leser,

dies soll nicht bloss ein Nachwort sein, in dem der Autor seine Motivation erläutert (obwohl dies auch geschieht), es soll vor allem eine Aufforderung an Sie sein, selbst aktiv zu werden, mitzudenken, sich einzumischen und nicht alles zu glauben, was Ihnen erzählt wird – das schliesst diesen Text mit ein.

DIE AUSWERTERIN wirft – vordergründig betrachtet – zwei Fragen auf: Was wussten die Alliierten von Auschwitz? Und: Hätten sie das Morden verhindern können?

Dazu habe ich einige Anregungen gegeben, ich nannte Stichworte, Namen von Orten wie Auschwitz, Ostrau (Ostrava) und Trent Park, Namen von technischen Geräten wie Avro Lancaster, de Havilland Mosquito, USS Lexington, HMS Dorsetshire und Enigma, und ich nannte Namen von Personen wie Jan Karski, Fritz Kolbe, Erwin Respondek und Paul Thümmel. Diese Männer haben tatsächlich gelebt, ihre Biographien sind teilweise erforscht und dokumentiert. Es ist nicht schwer, etwas über sie in Erfahrung zu bringen, schon ein paar Klicks im Internet reichen aus. Das gilt auch für eine der beiden Hauptpersonen, Arthur Harris, dem Chef der britischen Luftwaffe. Besonders aufschlussreich erscheint der Vergleich mit einer weiteren historischen Person, Hermann Göring, der auf deutscher Seite eine ähnliche Position einnahm.

Hier stellt sich eine weitere sehr interessante Frage: Was wäre gewesen, wenn man die Abrüstungsbestimmungen, die im Versailler Vertrag vereinbart waren, eingehalten hätte? Angenommen, die Grossmächte hätten nach dem Ersten Weltkrieg dieselbe Anzahl von Flugzeugen besessen, jeweils fünfhundert oder tausend Stück. Dann wären Britannien und Frankreich aufgrund ihres Bündnisses immer noch doppelt so stark wie Deutschland gewesen, aber die Deutschen hätten sich nicht vollkommen wehrlos gefühlt. Und Menschen wie Göring hätten die Chance gehabt, ihrem Leben einen Sinn zu verleihen. Wahrscheinlich wäre er Kommandeur eines Stützpunktes irgendwo in der Provinz geworden, einmal im Jahr hätte er mit seinen Piloten und Flugzeugen an einem grossen Manöver teilgenommen, dabei seine schickste Uniform getragen und sich hinterher bejubeln

lassen. Damit wäre Göring zufrieden gewesen, Harris wäre zufrieden gewesen – und Millionen Menschen hätten ihr Leben nicht verloren.

Im Grunde waren diese beiden Männer gar nicht so verschieden. Etwas jedoch trennte sie: Göring galt im Ersten Weltkrieg als Fliegerass, er hatte zweiundzwanzig bestätigte Abschüsse erzielt. Harris gelangen nur fünf Luftsiege. Dadurch ist bei beiden Männern eine starke psychische Belastung, wahrscheinlich sogar ein Trauma entstanden. Sie hatten die Gräueltaten des Krieges erlebt, hatten unzählige Male ihr Leben riskiert, sahen, wie zahllose Kameraden starben – und am Ende trennte man sich unentschieden. Auf dem Schlachtfeld gab es keinen klaren Sieger, und schlimmer noch, es gab nicht einmal einen klaren Grund für all das erlittene Leid.

Beide Männer hatten also eine Rechnung offen – und die wollten sie zwei Jahrzehnte später begleichen.

Daraus können wir zwei wesentliche Erkenntnisse gewinnen:

1. Der Verlauf der Geschichte ist nicht unausweichlich, er kann jederzeit geändert werden. Es existieren unendlich viele Welten nebeneinander, wir müssen uns nur entscheiden, welche wir als *wirklich* erleben wollen.
2. Grundlage menschlichen Handelns sind Gefühle, sie sind die Basis unserer Wirklichkeit. Gedanken sind lediglich Hilfskonstruktionen. Es ist sinnvoller, Gefühle bewusst zu klären, anstatt sie unbewusst auszuleben.

Die zweite Hauptperson, Emily Brown, hat nicht gelebt, sie ist eine Erfindung von mir. Obwohl es sicher viele Personen gab, die so wie Emily fühlten und dachten. Nur wurden sie bislang kaum beachtet, die Geschichtsschreibung konzentriert sich auf Personen wie Harris oder Göring.

Emily stellt zwei weitere Fragen, und das sind die wirklich wichtigen: Was können wir wissen? Und: Wer wollen wir sein?

Diese Fragen sind *zeitlos*, sie sind in unserer (gefühlten) Gegenwart genauso bedeutend wie in der (scheinbaren) Vergangenheit. Emily war bei der Beantwortung dieser Fragen sehr ungeduldig, denn an jedem Tag, an dem sie nicht handelte, wurde weiteres menschliches Leben vergeudet. Wir sollten heute ebenso mutig und entschlossen handeln, denn auch wir stehen vor gewaltigen Herausforderungen. Unser Klima wandelt sich, das Artensterben schreitet voran, die

Zahl der Menschen wächst, die sozialen und finanziellen Schulden steigen an. Wenn wir unsere Überzeugungen nicht grundlegend ändern, werden wir eine Katastrophe erleben.

Die Zeit der kleinen Schritte, des langsamen Bewusstseinswandel ist vorbei. Was wir jetzt brauchen, ist ein grosser Sprung nach vorn – so wie ihn Emily gewagt hat. Sie wurde sich darüber bewusst, dass es kein Ziel zu erreichen gibt (kein zeitliches, räumliches, militärisches, moralisches), sondern dass wir schon am Ziel sind. Wir müssen nur entscheiden, wer wir sein wollen. Wollen wir Liebe und Mut zum Ausdruck bringen? Oder Angst und Hass?

Wir brauchen jetzt einen Quantensprung des Bewusstseins.

Mehr darüber erfahren Sie auf meinen Internetseiten:

www.elkvonlyck.de
und
www.elk-von-lyck.blogspot.com

Liebe! Für alle! Jetzt!

Elk von Lyck